

aus:

Die Weltbühne

Wochenschrift für Politik·Kunst·Wirtschaft

1905 begründet von Siegfried Jacobsohn

1926-1933 geleitet von

Carl v. Ossietzky

Herausgegeben von Mand v. Ossietzky und

Hermann Budzislawski

9. Nov. 1971

45 xxvi

50 Pfennig

Hermann Budzislawski: **Die Unbeugsamen**

Günther Rienäcker: Was mir die DDR gegeben hat

Burchard Brentjes: Geldgeschäfte in Jerusalem

Siegbert Kahn: Auch das ist Saigon

G. Cwojdrak: **Buchbörse Frankfurt**

Herbert Sandberg: Beatrice Zweig

Richard Christ: Ich war Student in Halle

Georgi Gulia (Moskau): Von der Literatur Abchasiens

Joachim Walther: **Kuriose Erfindungen**

ANNA SEGHERS

Über Kunstwerk und Wirklichkeit

3 Bände

Bearbeitet und eingeleitet von Dr. Sigrid Bock
(Deutsche Bibliothek, Band 3–5)

Mit dieser dreibändigen Ausgabe, bearbeitet und eingeleitet von Sigrid Bock, erscheint zum ersten Male eine geschlossene Sammlung von Reden, Essays, Aufsätzen, Notaten Anna Seghers' zu Fragen der Kunst, der Literatur und des Zeitgeschehens. Sie ist das Ergebnis einer umfangreichen Durchsicht von Zeitungs-, Buch- und Archivmaterialien.

Wert wurde vor allem darauf gelegt, mit den Beiträgen den weltanschaulich-politischen und künstlerischen Entwicklungsweg der Epikerin zu erhellen und ihren theoretisch-publizistischen Anteil an der Entfaltung der sozialistischen realistischen Literatur aufzudecken.

Das bestimmte die Auswahl.

BAND I

Die Tendenz in der reinen Kunst

1970, 344 Seiten – 1 Frontispiz – 8° – 12,50 M
Bestell-Nr. 751 630 3 (2139/3)

BAND II

Erlebnis und Gestaltung

1971, 272 Seiten – 8° – 12,50 M
Bestell-Nr. 751 631 1 (2139/4)

BAND III

Für den Frieden der Welt

1971, 343 Seiten – 8° – 15,- M
Bestell-Nr. 751 633 8 (2139/5)

Bestellungen durch eine Buchhandlung erbeten



AKADEMIE-VERLAG · BERLIN

Inhalt:

Richard Christ	Wiederentdeckung einer Stadt
Hermann Budzislawski	Die Unbeugsamen
Günther Rienäcker	Was mir die DDR gegeben hat
Georgi Gulia (Moskau)	Von der Literatur Abchasiens
Jürgen Kuczynski	Zersetzung einer Armee
Siegbert Kahn	Auch das ist Saigon
Günther Cwojdrak	Buchbörse Frankfurt
Burchard Brentjes	Geldgeschäfte in Jerusalem
Sebastian Huber	„Unternehmen Vogel“
Henryk Keisch	Das Abbey Theatre
Herbert Sandberg	Beatrice Zweig
Joachim Walther	Kurioses in der Mohrenstraße
Lothar Kusche	Günter de Bruyn

Bemerkungen / Antworten

Wiederentdeckung einer Stadt

von Richard Christ

Of t wiederholter Vorgang: auf dem Bahnhof von Halle ankommen. Halle (Saale), ursprünglich Hala, später Halle im Magdeburgischen, auch Halae Saxonum genannt. Ankommen also auf dem verrußten Bahnhof, einem schläfrigen Beamten die ermäßigte Fahrkarte in die Hand drücken (einmal auch, weil, weiß der Teufel weshalb, keine Fahrkarte vorhanden war, übers Eisengeländer neben der Sperre gesprungen), links aus dem Portal, vorbei an ammoniak-scharfem Abtrittdunst und zwischen zwei Gleisdämmen wie in einem Hohlweg zu den Straßenbahnen. Fahrt an Eselsbrunnen und Franckens Stiftungen vorbei zum Rannischen Platz, Studentenbude mit durchgelegener Matratze und Toilette auf halber Treppe, gegenüber dem Café Rheingold, wo nach Mitternacht die Philologengespräche sich mehr um geschobene Zigaretten und verschobene Dekolletés als um Lautverschiebungen drehten. Hansestadt Halle, urkundlich im elften Jahrhundert erwähnt, nach dem Westfälischen Frieden Halle im Brandenburgischen, Industriestadt Halle in der Provinz Sachsen, von Bomben verschont bis auf sonderbare Ausnahmen. Heute Bezirksstadt Halle.

Heute, wiederentdeckt nach zwanzig Jahren: Von den Bahnsteigen herunter direkt in ein System neonbeleuchteter Tunnel, Fahrzeugverkehr auf einer Hochstraße und zu ebener Erde, die Fußgänger unterqueren den Thälmannplatz oder laufen über Brücken, das ist offenbar konsequenter gelöst als am Berliner Alexanderplatz. Landschaft aus Beton ringsum, Verwaltungsgebäude der Industrie, Wohnhochhäuser, Moccastube, Blumenbasar, Interhotel, mittendrin das Mahnmal der geballten Fäuste mit seinen Jahreszahlen. Entspricht Monumentalkunst jedem Geschmack? Gewiß ist, daß die vielstöckigen Fassaden plastische Winzigkeiten erdrücken würden, diese Art Städte verlangen vom Bildhauer Format. Vier Fäuste, kantig in den

Himmel gereckt. Ein Ehepaar, man möchte auf Handwerksmeister tippen, vielleicht Friseur oder so etwas, Auswärtige, sehen am Stein hinauf und sind offensichtlich ratlos: Was ist mit den Zahlen?

Die Jahreszahlen sind Stadtgeschichte, und die ist in Halle mehr als andernorts Klassengeschichte. Das merkt man äußerlich auch daran, daß sich manche Namen geändert haben. Der Thälmannplatz war früher der Riebeckplatz, sein berühmtestes Gebäude das ehrwürdige Hotel Goldene Kugel. Die Riebecks waren Kohlenmagnaten und sind verschwunden wie die Goldene Kugel, die gegen Ende des Krieges von einer Bombe getroffen wurde, während ringsum fast alles unbeschädigt blieb.

Halle ist Zentrum des mitteldeutschen Industriegebiets, seine Einwohner arbeiten in Buna, Leuna, Ammendorf, im Bitterfelder Raum und im Geiseltal. Halles Arbeiterschaft hat merkwürdige Traditionen. Nach dem Sozialistengesetz fand hier der erste legale Parteitag der SPD statt, und seit dem Jahr achtzehn wird im roten Halle und seiner Umgebung Arbeitergeschichte gemacht, so im Kapp-Putsch während der Schlacht um Halle, in Leuna 1921. Der Rotfrontkämpferbund hat in Halle seine ersten Gruppen aufgestellt, das war 1924, auch diese Zahl ist in den Stein unter den Fäusten gemeißelt.

Was heute für Halle die Chemie bedeutet, war schon das Salz. Im zehnten Jahrhundert hat man in dieser Gegend schon Sole gefördert, bis ins achtzehnte Jahrhundert war die Salzsiederei Haupterwerbszweig. So entstand im Mittelalter eine Arbeiterschaft, die Halloren, mit strengen Überlieferungen, eigenartigem Brauchtum, sprachlichen Eigentümlichkeiten. Halloren galten lange als ergebene Gefolgschar der Salzjunker, von denen sie doppelt ausgenutzt wurden: beim Solepumpen und Salzsieden, aber auch in Kriegsläufte, denn die Pfännerschaftsaristokratie trat nicht selbst an die Geschütze. Die hatten dafür das Privileg, dem jeweiligen Landesherrn zum Jahreswechsel Schlackwurst, Salz und Soleier zu überreichen. Erst ausgangs des Mittelalters zerbrach die Sozialharmonie, erbitterte Kämpfe zwischen Halloren und Pfännern leiteten Auseinandersetzungen ein, die fast ein halbes Jahrtausend brauchten, bis die Arbeitenden nicht mehr auf Almosen angewiesen waren, auf den „Verein gegen Armennot und Bettelei“ oder das Hospital St. Cyriaci et Antonii „zur Aufnahme alter unbescholtener und unvernünftiger Bürger“.

Wie immer der Wind in Halle steht, Rauch weht über die Stadt, hier qualmt viel Industrie. Maschinenbau, Metall, Lebensmittel, Chemie. Nicht zu vergessen die Förderung der Produktivkraft Wissenschaft. Auch der Unkundige würde das bemerken an den vielen jungen Leuten, die wochentags das Bild des Zentrums bestimmen, und deren burschikoser Jargon steht in auffallendem Gegensatz zu den wissenschaftlichen Fakten ihrer Gespräche.

Die halleschen Studenten sind an einer Universität immatrikuliert, die bald nach ihrer Gründung im Ruf stand, Deutschlands berühmteste und modernste Hochschule zu sein. Im Universitätsviertel hat sich äußerlich nicht viel geändert, auf den bronzenen Löwen vor dem Thomasianum und auf dem Geländer am Universitäts-

platz sitzen wie seit Schinkels Zeiten diskutierende, rauchende, lesende Kommilitonen beiderlei Geschlechts, die aufs Klingelzeichen warten, und kaum jemand wird sich Gedanken machen, daß in abermals zwanzig Jahren das heute gesammelte Wissen längst nicht mehr ausreichen wird, einen akademischen Grad zu verteidigen. Da sitzen sie und besprechen den Lehrstoff, die Mensa, die Professoren, reicht das Geld bis zum nächsten Stipendium, langt's noch für die „Verkaufte Braut“ im Theater des Friedens, oder gehen wir lieber ins Rote Roß zum Winzerfest?

Was am akademischen Betrieb wirklich verändert ist, läßt sich äußerlich kaum feststellen, die neue Organisation der Wissenschaft. Die durch Jahrhunderte unangetastete Form der Ordinarien-Universität, in der starren Trennung der Disziplinen längst Hemmnis moderner Wissensvermittlung und Forschung, diese Hierarchie von Magnifizenzen, Spektabilitäten, Dekanen ist aufgelöst, neue Schilder sind mit der Hochschulreform erschienen, benennen Sektionen und Direktoren, alte Zöpfe werden geopfert. Trotzdem, ein bißchen wehmütig wird dem ehemaligen Zögling der Alma mater Hallensis schon, wenn er im Melanchthonianum die verglasten Tafeln sieht, aus Pietät oder Bequemlichkeit belassen: Philosophische Facultät ...

Vom Universitätsplatz zum Markt hinunter gab es früher ein kleines Antiquariat, der Inhaber war ein alter Herr mit weißem Bärtchen, er hielt sich im Anzug nach den Bildern Spitzwegs, und er schrieb auf seine Preiszettel im Schaufenster stets erklärende Worte. Dort erstand ich damals das „Handorakel“ des Gracian, „fördert die Lebensklugheit“ stand auf dem Preisschildchen. Der Spitzweg-Antiquar samt seinem Laden ist verschwunden, das ganze Haus abgerissen. Und der Gracian?

Über ihn hielt Thomasius sein berühmtes Kolleg in deutscher Sprache, noch ehe er aus Leipzig vertrieben wurde und nach Halle kam, der erste Gelehrte, der systematisch vom Latein zur Muttersprache übergang und die erste deutsche Zeitschrift herausgab. Der Geist der frühen Aufklärung stellt sich weinigenorts anschaulicher dar als in der Feststellung des Thomasius, „daß auch ein unstudierter Mann, er möge ein Soldat, Kaufmann, Hauswirt, ja gar ein Handwerksmann oder Bauer oder eine Weibsperson sein, wenn sie nur die Vorurteile von sich legen wollen, doch viel bessere Dinge in Vortragung der Wahrheit tun können, als gelehrte Leute“. 1694 wurde die Universität gegründet, deren Rektor Thomasius später war. Was er als Hochschullehrer angestrebt hat, ist erst mit der Brechung des Bildungsprivilegs voll verwirklicht worden, zum Beispiel mit der Gründung einer Arbeiter-und-Bauern-Fakultät. Darüber wurde vor zwanzig Jahren noch viel gewitzelt, und man berief sich auf geheiligte Universitätsprivilegien, auch auf Thomasius. Nur zitierte niemand Programmatisches dieser Art: „Arm und gering, die sich wollen weisen lassen, und fleißig sein, werden mir lieber sein als Vorname und Reiche, die in zehn Stunden einmal kommen.“

Vor Jahren reiste ich im Schlafwagen mit einem betagten Psychologieprofessor, der nach dem ersten Weltkrieg in Halle studiert hatte.

Statt zu schlafen, erzählten wir uns was. Eine scheußliche Stadt, sagte der Professor, überall Schmutz, sonntags laufen die Leute an den Stadtrand, da stehen ein paar Bäume, dazwischen liegen Konservendosen, das nennen sie dann die Heide. — Ich meine, der Hallenser von heute darf diese Boshaftigkeit entschieden zurückweisen. Gerade da, wo die Häuser nur noch vereinzelt stehen, hat die Stadt ihre Schönheit, wie hinter der Moritzburg, zwischen den Saalearmen am Giebichenstein, am Heine-Felsen. Auch diese ruhige Uferpromenade ist übrigens umbenannt. Der den Namen gab, steht als Skulptur in einer kleinen Anlage, ein junger Mann aus dem Spielmannszug des Rotfrontkämpferbundes, er hält eine Trompete. Der Psychologieprofessor hatte mir nichts von den Vorgängen im Jahre fünfundzwanzig erzählt, obwohl er doch damals als Farbentragender auf den Paukboden ging: Die KP hatte im Volkspark eine Kundgebung zur Reichspräsidentenwahl, und die Polizei schoß hinein, unter den neun Toten war auch der kleine Trompeter Fritz Weineck. Der Mord geschah im März; auch jetzt, Ende Oktober, liegen Kränze und Blumen am Denkmal.

(wird fortgesetzt)

Die Unbeugsamen

von Hermann Budzislawski

Man zaudert, bei der Fülle der Gedenktage einen weiteren hinzuzufügen, der nicht einmal, wie sich das für Gedenktage gehört, eine runde Ziffer trägt. Aber das vergangene, halb vergessene Ereignis ist wieder aktuell geworden, und es gestattet Vergleiche mit der Gegenwart. Es ist nun 35 Jahre her, daß die Nachrichtendienste am 23. November 1936 die Verleihung des Nobel-Friedenspreises an Carl v. Ossietzky meldeten, der bis zu seiner Einkerkung in verschiedenen Konzentrationslagern Herausgeber der Weltbühne gewesen war. Damals wurden zwei Preise verliehen, für 1935 und für 1936, aber den Platz für 1935, der jetzt Ossietzky zuerkannt wurde, war ein Jahr lang frei gehalten worden — nicht etwa, weil es an würdigen Kandidaten fehlte, man dachte an Hellmuth v. Gerlach und an den alten Thomas G. Masaryk. Nein, an Bewerbern hat es nie gemangelt. Aber zum ersten Mal handelte der Unterausschuß des norwegischen Parlaments nicht einfach nach eigenem Ermessen, es wurde nicht nur getuschelt und gemunkelt, welches Konventikel denn nun an der Reihe sei, sondern Millionen von Menschen verlangten in der ganzen Welt, daß ein Exempel statuiert und den kriegswütigen Nazis ein Opfer entrissen würde.

Nun war 1935 der Druck der Massen schon groß genug, um die Freilassung Ossietzkys als eine weltweite Forderung zu erheben, an den Mauern der Fabrikwände in Paris und London, in Moskau und in Lateinamerika erschien die Losung: „Für die Befreiung von Thälmann, Ossietzky und aller anderen eingekerkerten Antifaschisten.“ Metallarbeiter und Studenten, die alle nicht sehr viel von Ossietzky wuß-

ten, begriffen, daß Ossietzky zum Symbol des Friedenskampfes geworden war. Und so war 1935 der Druck der Massen in aller Welt auch groß genug, um seinen Namen an die Spitze der Kandidatenliste für den Nobelpreis zu setzen. Doch reichte dieser Druck noch nicht aus, um das norwegische Komitee zu einer solchen, gewisse Risiken einschließenden Herausforderung des benachbarten Nazi-Reichs zu zwingen.

1936 aber geschah jenes Wunder, das, wie alle Wunder, von Menschenhand und durch emsige Arbeit geformt worden ist. Carl v. Ossietzky, der schon in der Weimarer Republik der Gefangene der Reichswehr gewesen und nun im Konzentrationslager Papenburg-Esterwegen zu völliger Passivität verdammt worden war, geschunden, verprügelt, von Tuberkulose zerfressen, ein körperliches Wrack, war von den Massen selbst zum Monument erhoben und, wenn auch noch nicht befreit, so doch zur Verkörperung des Glaubens an den schließlichen Sieg über die Barbarei gemacht worden. Er ist gestorben, ohne den Sieg erlebt zu haben. Aber er hat, dulddend und dabei höchste Widerstandskraft beweisend, die Fundamente des Sieges über den Faschismus mitgelegt.

Warum muß dieses Ereignisses gerade jetzt gedacht werden? Weil eben, in den letzten Wochen, zwei Friedenspreise verliehen wurden, die zum Vergleich herausfordern. Einen erhielt die Gräfin Dönhoff, die in Hamburg die Wochenschrift „Die Zeit“ herausgibt und über ein journalistisches Machtinstrument verfügt, das den Vergleich mit Ossietzkys Publikationsmöglichkeiten wohl aushält. Sie bekam nur den sogenannten Friedenspreis der westdeutschen Buchhändler, und wenn sie bei dieser Gelegenheit eine reichlich verworrene Rede hielt, in der sie das Ideal des „Marktes“ im Westen dem der „Partei“ im Osten entgegenstellt, beiden aber für die Gegenwart die Realität abspricht, so lasse man sie gnädig gewähren, nehme den Geisteszustand zur Kenntnis, in welchem sich zu einem großen Teil die westdeutsche Intelligenz befindet, und notiere nur, daß sie nicht zum Kriege hetzt, ja daß ihre Rede einige Elemente des Willens zur Koexistenz enthält. Freilich, der Abstand zur bürgerlichen Friedensbewegung im Anfang des Jahrhunderts ist groß. Mit welchem Scharfsinn hat damals der Historiker Professor Quidde ein Buch über den römischen Kaiser Caligula geschrieben, das bei aller historischen Genauigkeit getreu die Wesenszüge Wilhelms II. nachzeichnete und dem Verfasser eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung eintrug!

Aus dieser geistigen Schule kam auch Ossietzky, der sich, in seinem Kampf gegen den Militarismus, zum unbeugsamen Friedenskämpfer und zum Märtyrer entwickelte. Mehrmals eingesperrt, hatte er allen Bestechungsversuchen widerstanden, in der Hauptsache aus zwei Gründen: weil er wußte, daß die Nazis den Krieg vorbereiteten, und weil er ihre rassistische Ideologie nicht nur als Verkommenheit ansah, sondern als ideologische Ausrede für ihren Herrschaftswillen gegenüber allem Fremdartigen. Und er wußte und predigte

ein drittes: die Arbeiterklasse muß die Feinde des Krieges um sich scharen, damit der Faschismus nicht zum Zuge, nicht zum Kriege gelange. So wandelte sich der Bürgersohn Carl v. Ossietzky, und so wandelte sich ein Teil der bürgerlichen Friedensbewegung. Sie war nicht mehr so weinerlich wie die gutherzige Bertha v. Suttner, die mit ihrem Roman „Die Waffen nieder“ so großen Einfluß ausübte. Mit Carl v. Ossietzky erfolgte auch innerhalb der bürgerlichen Friedensbewegung der Durchbruch zu der Erkenntnis, daß der Krieg ein Produkt des Imperialismus ist. Seinen Höhepunkt erreichend, verlor der Nobel-Friedenspreis fortan an Bedeutung. Höchste Anerkennung als Friedenskämpfer erwarb man nun durch den Lenin-Friedenspreis, den Bertolt Brecht, Johannes R. Becher, Anna Seghers oder Niemöller erhielten. Aus dem allgemeinen Kampf gegen den Krieg wurde der Krieg auch gegen Kolonialismus, auch gegen Rassismus, und aus Friedenskämpfern wurden, bewußt oder gefühlsmäßig, Klassenkämpfer.

Aber das norwegische Nobelpreiskomitee besteht weiter. Es verteilt Preise, die zwar nicht mehr so gefeiert werden wie in früherer Zeit, die aber doch eine Anerkennung bedeuten, dafür, daß irgendwie, auf diplomatischem Wege, Schritte in der Richtung der Entspannung getan wurden. Dagegen ist kaum etwas zu sagen, denn es ist natürlich wichtig, wenn auch kein ausschließlich persönliches Verdienst, daß der westdeutsche Bundeskanzler die Verhandlungen über Vorschläge der Sowjetunion und überhaupt der sozialistischen Staatengemeinschaft aufgenommen und zwei Verträge unterzeichnet, wenn auch noch nicht bis zur Ratifizierung gebracht hat.

Aber niemand kann uns verwehren, 35 Jahre nach der Wende, die die Massen in der Friedensbewegung herbeigeführt haben und deren Ausgangspunkt Ossietzky gewesen ist, uns angesichts aller nützlichen oder teilweise richtigen Auszeichnungen zur Arbeit für die große Friedensbewegung zu bekennen, zu den Millionen-Massen, die nach Sicherheit in Europa streben, aber gleichzeitig auch den Frieden in Vietnam verlangen und die sich ihre Symbole selber schaffen. Wer sagt da, es gäbe heute eben keinen Carl v. Ossietzky mehr, dessen Befreiung identisch wäre mit einem Sieg der Friedenskräfte? Wer fragt da: Wo ist die Persönlichkeit, deren charakterliche Standhaftigkeit die Massen elektrisiert? Sie lebt, allerdings auch wie Ossietzky, hinter Mauern und ständig bedroht, als Gefangene des weltweiten Imperialismus. Traf die Verleihung des Nobelpreises an Ossietzky die Nazis ins Herz, so würde die Befreiung von Angela Davis dem amerikanischen Imperialismus und seinen Satelliten einen fürchterlichen Schlag versetzen. Es gibt viele, die in den Kerkern des amerikanischen Imperialismus schmachten. Einen Namen, der die Herzen der Millionen in Flammen setzt, habe ich genannt. Aber es dreht sich um mehr. Es dreht sich um die Dimensionen des alten bürgerlichen Friedenskampfes, und um eine unwiderstehlich anwachsende Bewegung, zu der sich zu bekennen mir an diesem Gedenktag als Pflicht erschien.

Was mir die DDR gegeben hat

von Günther Rienäcker

Dankbar ist man im allgemeinen für Geschenke; der Frieden ist zwar ein Glück, aber kein Geschenk! Er ist mühsam errungen und wird täglich neu erkämpft durch die Kraft und Stärke der sozialistischen Länder, auch der DDR — und die DDR sind wir alle.

Ich habe, wie so viele andere, gelernt, aus Wissen und Überzeugung zu handeln. Das war und ist ein langer und stetiger Prozeß des Lernens — ich bin dankbar für die Lehrer und die Möglichkeiten des Lernens! Nach dem Zusammenbruch des Faschismus waren viele meiner Freunde und ich fast ungeduldig bereit, mitzuhelfen, daß ein neues und besseres Leben entstehen sollte, aber das Wissen um Weg und Ziel verdanke ich der Partei der Arbeiterklasse. Die Bündnispolitik der Arbeiterklasse mit der Intelligenz war und ist keine leere Deklaration, sondern tägliche Praxis, das habe ich dankbar miterlebt.

Vor 22 Jahren war ich als Abgeordneter der Provisorischen Volkskammer bei der Gründung der DDR „dabei“. Wie könnte es anders sein, als daß ich diesen Staat als *unsere*, als *meine* Republik betrachte, als einer, der sich freut, wenn sie wächst und gedeiht, der sich sorgt, wenn manchmal manches noch nicht so ist, wie man es sich erträumt — vor allem aber als einer, der mithelfen möchte bei der weiteren Entwicklung dieser unserer Republik! Ich fühlte mich angesprochen, aufgerufen und verpflichtet mitzuarbeiten, wo es meinen Kräften und Fähigkeiten entsprach, sei es an der Universität Rostock, später an der Humboldt-Universität zu Berlin und der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, sei es in der Gewerkschaft Wissenschaft, der Weltföderation der Wissenschaftler oder der Kommission für UNESCO-Arbeit der DDR, als Vertreter der DDR und unserer Akademie auf den Pugwash-Konferenzen und in internationalen wissenschaftlichen Organisationen, und in anderen Bereichen.

Vor 22 Jahren arbeiteten meine Mitarbeiter und ich in einigen kleinen Zimmern mit dürftiger chemisch-laboratoriumsmäßiger Einrichtung — heute in einem großen, modern eingerichteten Zentralinstitut der Akademie in Adlershof. Wie sich die Deutsche Akademie der Wissenschaften in diesen 22 Jahren aus einer kleinen Gelehrtenengesellschaft mit wenigen Forschungseinrichtungen zum größten wissenschaftlichen Forschungsorganismus der DDR entwickelt hat, ist bekannt.

Ich gehe oft und gern in Konzerte und ins Theater. Den Lesern der Weltbühne zu sagen, wie gut die Konzerte und Theater unserer Hauptstadt (und nicht nur der Hauptstadt) sind, ist überflüssig und auch nicht meine Angelegenheit. Aber ein Wort des Dankes für alle Förderung des Kulturlebens in unserer Republik sei hier gesagt! Wenn ich die ausverkauften Konzertsäle und oft auch ausverkauften

Theater sehe und die vielen jungen Menschen unter den Hörern und Zuschauern, so freue ich mich aufrichtig, daß das Teilhaben an dieser Kunst nicht nur bei uns „Alten“ zu einem sinnvollen, erfüllten Leben gehört.

Die DDR ist *unser* Staat. Wir alle, ihre Bürger, haben in schweren und guten Zeiten zu ihr gehalten und stehen jetzt und in Zukunft zu ihr. Das friedliche Aufbauwerk ist unser aller Werk.

Mir hat die DDR ein sinnvolles Leben im Frieden und für den Frieden gegeben und das Vertrauen und die Möglichkeit, mitzuhelfen an der Entwicklung eines lebenswerten Daseins für alle unsere Bürger. Im Herbst dieses wichtigen Jahres 1971, nach den großen Ereignissen des VIII. Parteitages der SED und wenige Tage vor den Wahlen am 14. November, besteht wohl ein begründeter Anlaß, unserer, meiner Republik für alles, was sie mir gegeben hat und gibt, zu danken.

Von der Literatur Abchasiens

von Georgi Gulia (Moskau)

Der Autor ist einer der bekanntesten sozialistischen Schriftsteller Abchasiens. Geboren 1913 in Suchumi, ursprünglicher Beruf Eisenbahningenieur, begann er 1930 für Zeitungen und Zeitschriften zu schreiben. Seine Romane „Frühling in Saken“ (1948) und „Die gute Stadt“ (1949) sind auch in der DDR erschienen.

Es ist eigentlich richtig zu sagen: Ein kleines Volk — eine kleine Literatur, ein großes Volk — eine große Literatur? Mir scheint, es ist besser, nicht in arithmetischen Proportionen zu werten. Denn wie sollte man es andernfalls mit der isländischen Literatur und Halldór Laxness halten, mit der norwegischen und Henrik Ibsen oder mit der abchasischen und ihrem ersten Dichter Dmitri Gulia?

In der Sowjetrepublik Abchasien leben heute etwa einhunderttausend Abchasier. Die Geschichte ihres modernen Schrifttums begann Mitte des vorigen Jahrhunderts, die ersten Gedichtbände und Lehrbücher in abchasischer Sprache erschienen am Anfang unseres Jahrhunderts. Das moderne Alphabet, dessen sich die Abchasier heute bedienen, wurde unter Mitarbeit von Dmitri Gulia geschaffen. Modelle für nahezu alle Genres in der abchasischen Literatur schuf Dmitri Gulia ebenfalls. Das abchasische Volk bewahrt eine tiefe Dankbarkeit für ihn, seinen großen Dichter und Gelehrten. Im Zentrum der Hauptstadt Suchumi hat es ihn zur letzten Ruhe gebettet.

Die Geschichte Abchasiens läßt sich viele Jahrhunderte zurückverfolgen. Schon im Altertum wird Abchasien genannt, werden seine Beziehungen zu Ägypten, Phönizien, Griechenland, Rom und Byzanz erwähnt. Bereits im 8. bis 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hatten die Abchasier im Kaukasus, etwa in der Gegend, wo sich im Altertum die legendäre Kolchis erstreckte, ein starkes „abchasisches Reich“ gegründet. Es existiert eine eigene, historisch weit zurückreichende Kultur, eine uralte Literatur, von der Fragmente

in den letzten Jahren aufgefunden wurden, und die die Bezeichnung „kolchidisches Schrifttum“ erhielt. Daneben gibt es eine bedeutende mündliche Überlieferung, zum Beispiel das hervorragende Epos über die Narten, Volkshelden aus alter Zeit. Seine Entstehung datiert noch vor der Zeitwende. Dieses Epos (eine russische Übersetzung liegt vor) und viele andere Werke aus der mündlichen Überlieferung des Volkes gaben der Entwicklung der modernen abchasischen Literatur großen Antrieb. Dmitri Gulia hatte großen Anteil daran. Das war seine historische Mission.

Aber ein Schriftsteller, und mag er noch so genial sein, macht noch keine Literatur aus. Als große gesellschaftliche und politische Kraft wird die Literatur erst von Generationen begabter Schriftsteller geschaffen. Vor fünfzig Jahren trat der Dichter und Dramatiker Samson Tschanba in Erscheinung. Er hat gezeigt, was die junge abchasische Literatur vermag, wenn sie sich mit der — übrigens genauso jungen — Bühne verbündet. Etwa um die gleiche Zeit machte der urwüchsige Dichter Iua Kogonia von sich reden, der in seinen ausdrucksvollen Versen das abchasische Volk, die Taten seiner besten Söhne und Töchter besang.

Seit der Errichtung der Sowjetmacht in Abchasien im März 1921 erhielten Literatur und Verlagswesen starken Auftrieb. Zur gleichen Zeit wurden auch das Schulwesen und die Volksbildung insgesamt erweitert. Nun traten neue Schriftsteller und Dichter in die Literatur-Arena wie Iwan Papaskir, Bagrat Schinkuba, Lewarsan Kwizinia, Leonti Labachua, Alexej Lassurija, Iwan Tarba und viele andere. Gegenwärtig sind die abchasischen Schriftsteller und ihre Werke schon weit über die Grenzen Abchasiens hinaus in der ganzen Sowjetunion bekannt. Jährlich erscheinen in abchasischer Sprache über hundert Buchtitel sowie die Literaturzeitschriften „Alaschara“ und „Amzabs“; reges Leben herrscht auch im abchasischen Theater, zu dessen ständigem Repertoire nicht nur Stücke einheimischer Dramatiker, sondern auch die von Shakespeare und Schiller, Sophokles und Molière, Lope de Vega und Gogol gehören.

Wie jeder lebendige und gesunde Organismus, so entwickelt sich auch die abchasische Literatur, erweitern sich ihre formalen und ideellen Möglichkeiten. In den letzten Jahren stellten sich der Erzähler Dshuma Achuba und der Dichter Muschni Lassuria den Lesern vor. Zusammen mit dem Prosaschriftsteller Alexej Gogua bilden sie den Kern des begabten Nachwuchses. Das berechtigt zu guten Hoffnungen, denn eine Literatur ohne junge Schriftsteller und ohne klar umrissene Perspektive ist undenkbar.

Das wäre nun, was ich hier in wenigen Worten zur Literatur von Apsny, wie die Abchasier ihr Land nennen, zu sagen vermag. Übrigens bedeutet „Apsny“ soviel wie „Land der Seele“. Auch diese Literatur eines kleinen Volkes verdankt, wie viele andere Literaturen bei uns in der Sowjetunion, ihre Entwicklung und ihre Blüte der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und der schöpferischen Atmosphäre, die im Sowjellande herrscht. (Deutsch von Rita Braun)

Zersetzung einer Armee

von Jürgen Kuczynski

Wir sprechen vom Kapitalismus in seiner Untergangphase auch als vom verwesenden Kapitalismus (Lenin). Wir sagen ferner, daß dieser Verwesungsprozeß sich auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens zeigt.

Auch in den Armeen der imperialistischen Länder.

In den USA ist die Zersetzung der Armee so weit fortgeschritten, daß jetzt auch die Wirtschaftszeitschrift der Londoner City, der „Economist“ (9. Oktober), in einem Spezialbericht eines Sonderkorrespondenten aus Washington darüber unter der Überschrift „The army has become a casualty of war“ (Die Armee ist ein Kriegsgesopfer geworden) berichtet.

Damit ist nicht gemeint, daß die Armee im Vietnamkrieg umgekommen ist, sondern wie die Armee gesellschaftlich verkommen und in sich selbst zerfallen ist.

Natürlich ist es frecher Unsinn, wenn der Artikel beginnt: „Es ist eine ganz besondere Belastung für den Berufssoldaten der USA, einen Krieg zu führen, in dem seine Armee weder erfolgreich, tugendhaft noch unschuldig ist.“ Man fragt sich: Wann haben die USA-Armeen je in den letzten 100 Jahren einen „tugendhaften und unschuldigen“ Krieg geführt? Oder möchte irgend jemand den zweiten Weltkrieg so nennen? Der hätte verhindert werden können, wenn die USA die Friedenspolitik der Sowjetunion unterstützt hätten, und der zwei Jahre früher durch Eröffnung einer zweiten Front hätte beendet werden können, wenn die USA nicht auf die „gegenseitige Schwächung von Hitlerdeutschland und der Sowjetunion“ spekuliert hätten!

Worum es wirklich in dem einleitenden Satz geht, ist, daß die USA in Vietnam einen Krieg führen, den sie der Welt auch mit der gerissensten und verlogenen Propaganda nicht mehr als „erfolgreich, tugendhaft und unschuldig“ darstellen können. Die überwältigende Mehrheit der Menschen, auch in den kapitalistischen Ländern, weiß heute, daß es ein verlorener und verbrecherischer Krieg ist.

Es sind nicht nur die Grausamkeiten der Kriegführung, sondern auch die Formen der Zersetzung und Korruption — von Heroin bis zur Unterschlagung von Milliardenbeträgen bei der Versorgung der Armee —, die zu diesem Zustand der Armee geführt haben und einen General schon vor einem Jahr zu einem Reporter sagen ließen: „Zum Teufel noch mal, ich werde es nicht zulassen, daß die Armee der USA, ihre Einrichtungen, ihr Geist und ihre Traditionen zerstört werden, nur um diesen lausigen Krieg zu gewinnen.“ Man spürt hier etwas von der Nuancierung zwischen der „preußischen Armee alter Tradition“ mit all ihrer konservativen militaristischen Überheblichkeit, ihrem durch Tradition geheiligten Spezialisten-Verbrechertum gegenüber den „plebejischen Nazis“.

Wenn es ferner in dem Bericht aus Washington heißt: „Die Kämpfe

in Vietnam haben sich als so zersetzend auf den Charakter der Armee als Institution erwiesen, daß jetzt die energischsten Vorkämpfer des Desengagements und des Rückzugs die hohe Generalität, einschließlich des Chefs des Generalstabs General William Westmoreland, sind“ — dann wird hier wieder eine Mischung von Wahrheit und Lüge vorgebracht. Was die alte „West Point“-Generalität — nur die „feinsten“ Generäle haben auf dieser Militärakademie studiert — wünscht, ist, die Armee aus dem Krieg, der sie zersetzt und ihrem „Ansehen“ schadet, herauszuholen. Aber natürlich soll damit die Aggression nicht beendet sein. Die weitere Kriegführung soll ausgewählten SS-Einheiten oder Spezialkräften der CIA, den „grünen Mützen“ zum Beispiel, sowie der Luftwaffe überlassen werden.

Der Artikel schließt pessimistisch: „Im Augenblick hat die Armee wenig Handlungsfreiheit. Sie wird als Einrichtung weiterbestehen, doch das Schlimmste steht ihr noch bevor“ — womit eine völlige Unsicherheit ihrer Struktur (Zwangsrekrutierung oder Freiwilligendienst?) und ihrer Aufgaben gemeint ist.

*

Dabei darf man jedoch nicht vergessen, daß der US-Senat soeben erst Unsummen für das zuvor zweimal so scharf kritisierte Anti-Raketensystem bewilligt hat. Und das ist vielleicht ein Höhepunkt des Zersetzungsprozesses des ganzen Systems: Für eine Armee, die immer untauglicher für die verbrecherischen Zwecke des amerikanischen Monopolkapitals wird, wird eine technische Ausrüstung von immer größerer Zerstörungskraft zu immer höheren Kosten bewilligt!

Historisch interessierten Lesern sei empfohlen, neben Lenins klassischem „Imperialismus“ das große Werk von Edward Gibbon über „Die Geschichte des Niedergangs und Falls des Römischen Reiches“, das zu Ende des 18. Jahrhunderts erschien, zu lesen.

Auch das ist Saigon

von Siegbert Kahn

Das Düsseldorfener „Handelsblatt“ hat sein Redaktionsmitglied Verfürth nach Südostasien entsandt. Er besuchte auch Südvietnam, wahrscheinlich, um die Monopolherren der Bundesrepublik über die wahre Lage zu informieren. Die beiden bisher erschienenen Berichte („Handelsblatt“ Nr. 199 vom 15., 16. Oktober 1971 und Nr. 203 vom 21. Oktober 1971) sind aufschlußreich genug, um sie ausführlich zu zitieren.

Verfürth teilt mit, daß Südvietnam, das heißt die faschistische Thieu-Clique, „1,2 Millionen Männer unter Waffen“ habe. Die Nationale Befreiungsfront aber verfüge „einschließlich der rückwärtigen Einheiten“ über kaum mehr als 300 000 Mann. Mit den 200 000 bis 300 000 Amerikanern und den „rückwärtigen Einheiten“ Thiens dürfte die Nationale Befreiungsfront somit einer fünf- bis sechs-

fachen Überlegenheit gegenüberstehen. „Die zahlenmäßige Überlegenheit wird ergänzt“, fährt der Frontberichter aus Düsseldorf fort, „durch den hohen technischen Stand der militärischen Ausrüstung, die die Amerikaner den Südvietnamesen hinterlassen.“

Dann folgt ein interessantes Eingeständnis: „Die USA haben mit all ihrem modernen Militärgerät, das sie in den letzten zehn Jahren nach Südvietnam gebracht haben, den Krieg nicht gewinnen können. Es erscheint unwahrscheinlich, daß die südvietnamesischen Soldaten mit den komplizierten Waffen erfolgreicher sein werden. Außerdem hat sich klar gezeigt, daß dieser Krieg nicht in erster Linie eine Materialschlacht ist und derjenige gewinnt, der über die meisten Flugzeuge, Kanonen, Bomben und letztlich auch Soldaten verfügt.“

Mit anderen Worten: In einem nationalen Befreiungskrieg, wie ihn das Volk von Südvietnam führt, entscheidet die Moral der Truppen, und die kann nur auf der Seite des Befreiungskampfes und nicht auf der der Unterdrücker hoch sein. Verführth berichtet, „es bereitet der Saigoner Führung zunehmende Schwierigkeiten, ihre jetzige Truppe zusammenzuhalten. Kampfbereitschaft und Moral sind nicht auf dem besten Stand . . . Das Kriegshandwerk ist vielen Soldaten so verleidet, daß sich jeden Monat Tausende von der Truppe entfernen.“

Deshalb konstatiert Verführth auch, „die mageren Berichte, die täglich in Saigon herausgegeben werden, spiegeln nur teilweise die militärische Wirklichkeit außerhalb der Hauptstadt wider“.

Wie sieht es denn in dieser Hauptstadt und unter den amerikanischen Besatzern selbst aus?

„Es ist am Abend gegen zehn Uhr. Aus einer der zahlreichen Bars an der Tu Do, einer der Hauptstraßen in Saigon, torkeln zwei angetrunkene amerikanische Soldaten. Eine Schar von 15 Kindern, etwa acht bis zehn Jahre alt, stürzt sich mit lautem Geschrei und flatternden Armen auf die beiden GIs. Bevor die Soldaten begreifen, was eigentlich vorgeht, gleiten die kleinen Kinderhände, flink und geübt, in die Hosentaschen der Uniformen, um sie zu entleeren. Nach kaum mehr als einer halben Minute ist die räuberische Widerlichkeit vorüber.“

Solche erniedrigenden Szenen — und sie sind noch zu den harmlosen zu rechnen — ereignen sich täglich in Saigon. Auch nicht nur am Abend oder in der Nacht, sondern auch am hellichten Tag. Die Erwachsenen schauen unbeteiligt zu. Die Polizei greift nicht ein.

Außerhalb Saigons nimmt die Feindseligkeit der Bevölkerung gegenüber den amerikanischen Soldaten härtere, gefährlichere Formen an.“ Man kann sich gut vorstellen, wie diese Feindseligkeit der Bevölkerung auf die Besatzer wirkt. Im „Handelsblatt“ wird es ausführlich geschildert:

„Viele amerikanische Soldaten in Südvietnam hat die Angst befallen, daß im letzten Moment noch Schlimmes passieren könnte. Furchtsamkeit breitet sich aus, oder ist es gar Feigheit? Vor wenigen Tagen ist eine US-Einheit im südvietnamesisch-kambodschanischen

Kampfgebiet abgelöst worden, weil einige Soldaten aus ihren Reihen sich geweigert hatten, in der Nacht auszurücken. Generalmajor Wagstaff, der Kommandeur der III. militärischen Region, ersetzte die Kompanie ‚wegen der Gefahr für die Moral der Truppe‘.

Diese Gefahr besteht permanent überall heute in Vietnam, weil das Selbstbewußtsein, das Selbstvertrauen und die Selbstsicherheit der Amerikaner längst ausgehöhlt sind... Kürzlich explodierte in einer bekannten Bar eine Bombe, zwei Tote und 14 Schwerverletzte. In den Tagen vor der Präsidentenwahl Anfang Oktober loderten fast täglich in der Hauptstadt amerikanische Jeeps. Anschläge auf Militärpatrouillen werden aus verschiedenen Teilen des Landes fast täglich gemeldet.

Alle diese Akte sind nicht einfach auf das Konto des Vietkong zu buchen. Es ist die Ablehnung, ja der Haß der Vietnamesen auf die Amerikaner, die den Krieg fortführten, der einmal als Kampf gegen die französischen Kolonialherren begann...“

Doch nach der ‚Saigoner Statistik wird behauptet, daß mehr als 94 Prozent der Bevölkerung heute in sicheren Dörfern (den von Thieu angelegten Konzentrationslagern, S. K.) leben. Der Vietkong soll nach diesen offiziellen Regierungsangaben augenblicklich nur noch 0,1 Prozent der südvietnamesischen Dörfer kontrollieren.“

Nach dem, was Verfürth sicher noch beschönigend geschildert hat, kann man sich ausrechnen, was von diesen Angaben der Thieu-Clique zu halten ist. Wenn diese Clique nicht von ihren amerikanischen Schutzherren gestützt werden würde, wenn nicht mehr Bomben, Giftgas und Napalm von den amerikanischen Kriegsverbrechern auf die „0,1 Prozent der südvietnamesischen Dörfer“ losgelassen würden, wäre sie längst für immer von der Bildfläche verschwunden.

Die Hilfe für die Völker Indochinas gegen die amerikanischen Kriegsverbrecher und ihre Marionetten wird zu einer immer dringenderen Pflicht für alle anständigen Menschen. Solidarität mit Vietnam und den anderen Völkern Indochinas, das ist der Weg, dem verbrecherischen amerikanischen Krieg ein schnelles Ende zu machen. Mit unserer Solidarität helfen wir die Freiheit und Unabhängigkeit dieser Völker sichern.

Buchbörse Frankfurt von Günther Cwojdrak

Wieder war der Bücherberg in den Frankfurter Messehallen größer geworden, wieder spannten sich kilometerweit Werbetransparente über die am Messegelände vorbeiführende Straße, aber deutlicher noch als in den Vorjahren zeigte sich, daß in diesem Literaturbetrieb der Wurm drinsitzt. Das haben inzwischen auch nicht wenige bürgerliche Zeitungsschreiber, Verlagsleute und Autoren in der Bundesrepublik begriffen, ein paar Stimmen möchte ich zitieren.

Der Leitartikel in der Hamburger Wochenzeitung „Die Zeit“ ist betitelt „Die Diktatur der Bestseller“, und im Untertitel fragt der Ver

fasser melancholisch „Steht der Büchermarkt vor dem Ruin?“. In dem Artikel wird beklagt, daß im ehemals üppig blühenden Garten der Literatur nur noch die Bestseller-Pflanzen übriggeblieben seien: „Die Verlage sehen sich versucht oder gezwungen, riskantere Bücher unpubliziert zu lassen und alle Kräfte aufzubieten, um wenigstens in jeder Saison den einen Bestseller durchzusetzen, ohne den sie verloren wären. In ruinösem Wettbewerb jagen sich die wenigen, die hier überhaupt noch mithalten können, mit glückspielerhaften Garantiesummen gegenseitig die Rechte an oft noch unbekanntem oder sogar ungeschriebenen, aber erfolgsträchtigen Büchern ab.“

Bei diesen Sätzen kann man sich schon etwas vorstellen, über die Ursachen dieser Bestsellerei wird man allerdings weniger genau ins Bild gesetzt: „Das Bestseller-Phänomen erklärt sich, wie mir scheint, aus zwei Ursachen: als Folge eines allgemein-zivilisatorischen Sachverhalts und als Folge der Rentabilitätssituation im Buchhandel (beide hängen übrigens zusammen).“

Na ja, warum gleich immer von Kapitalismus reden, davon, daß unter kapitalistischen Bedingungen auch das Buch vor allem Ware ist: der „allgemein-zivilisatorische Sachverhalt“ klingt doch bedeutend besser, man legt sich damit auch nicht so genau fest — und zur Erheiterung manchen Lesers trägt man, unfreiwillig, außerdem bei.

Im gleichen Blatt wird die Jammerei über das Bestseller-Unwesen noch seitenlang fortgesetzt: „Die schleichende Krise in Verlagswesen und Buchhandel ruft immer krampfhaftere Anstrengungen hervor, einmal in der Saison den großen Coup zu landen, den Bestseller aufzuspüren und durchzuboxen, der Konkurrenz die Optionen auf erfolgsträchtige Bücher mit astronomischen Garantiesummen abzujagen, sich mit Werbeanstrengungen zu überschlagen.“

Und man erfährt auch, wie das in der Praxis aussieht: der Molden-Verlag zum Beispiel chartert ein Flugzeug, um hundert Buchhändler nach Torremolinos zu fliegen, einen Ort in Spanien, der im Titel eines Buches vorkommt, aus dem der Verlag einen Bestseller machen möchte. Oder: der Rowohlt Verlag tut sich mit der Schreibwarenfirma Pelikan für einen Kinder-Malwettbewerb zusammen, um einem bestimmten Buch auf die Bestseller-Sprünge zu helfen. Diese exzessive Reklame macht vor nichts Halt, auch nicht vor der größten Geschmacklosigkeit: „Um Jürgen Thorwalds ‚Patienten‘ ins Bestsellergereide zu bringen, präsentierte man der Presse neben eigens aus Übersee herbeigeholten Starchirurgen zwei Invaliden der Sensationsmedizin: den ersten Patienten mit künstlicher Herzklappe, einen anderen, der es mit einer eingepflanzten Fremdniere bisher am längsten ausgehalten hat...“

Dieser Thorwald seinerseits ist auch zu bemerkenswerten Einsichten gelangt: „So leben wir also in einer Zeitspanne, in der kleine Verlage nacheinander zum Sterben oder zum Anschluß an die Großen verurteilt werden und Buchhändler sich nach dem Willen der Marktgesetze zu Inhabern von Selbstbedienungsgeschäften mit su-

permarktkassen am Ausgang wandeln sollen, in denen am Ende nur noch Autoren mit lohnenden Umsatzziffern geführt werden.“

Und wer sind sie, diese Autoren mit den „lohnenden Umsatzziffern“? An der Spitze der gegenwärtigen Bestsellerliste steht Heinrich Bölls neuer Roman „Gruppenbild mit Dame“, der schon vor zwei, drei Monaten erschienen ist — ich bin gerade jetzt bei der Lektüre und werde darüber später berichten. Böll hat sich bei einer breiten Leserschicht durchgesetzt, auch in der Bundesrepublik, die Leute stellen sich seinem Anspruch.

Aber was sich sonst noch auf diesen Bestsellerlisten findet, ist von einer Literatur, wie Böll sie repräsentiert, meilenweit entfernt: da macht sich das Literaturbusiness breit, die wohlberechnete Banalität; da wuchern die Trivialprodukte von Johannes Mario Simmels neuem Roman „Der Stoff aus dem die Träume sind“ bis zu dem Love-Story-Segal und dem „Geschenkten Gaul“ der Hildegard Knef für 26 Mark. Ich kenne eines der früheren Spitzenerzeugnisse Simmels, da kann ich mir den „Stoff aus dem die Träume sind“ recht gut vorstellen. Ein Kritiker schreibt darüber, daß in diesem Roman „immer im richtigen Augenblick die richtige Musik“ ertönt — zum Beispiel blicken sich das „leidgeprüfte Flüchtlingsmädchen aus dem Osten“ und der „anständig gewordene Journalist aus dem Westen“ zum erstenmal einander tief in die Augen, und schon ertönt prompt „diese wunderbare ‚Pathétique‘ mit ihrem dunklen Moll-Charakter und der östlichen Mystik ewigen Leidens, in die immer wieder die süßen Kantilenen westlichen Sentiments einbrechen.“

„Östliche Mystik“ und „westliches Sentiment“ — wer wäre von den literarischen Kantilenen des Johannes Mario Simmel, die ihn immer wieder in die Bestsellerlisten einbrechen lassen, nicht tief gerührt? In einem Land, wo ein paar Millionen Leute die „Bild“-Zeitung lesen, verkauft sich solcher Schmus offensichtlich besonders gut.

... Natürlich hat eine solche Riesenschau wie die Frankfurter Buchmesse eine große Anzahl anderer Aspekte — mir schien es aber wichtig, gerade diese immer noch zunehmende Kommerzialisierung hervorzuheben. Da geht es nicht mehr um die Sätze, die die Autoren schreiben, sondern nur noch um die Umsätze, die sich mit ihnen machen lassen. ...

— Auffällig war jedoch auch das Interesse an Literatur aus unserer Republik, nicht nur begrenzt auf Belletristik. Unter dem Titel „Ich klage an“ legt der Konkret-Verlag eine Sammlung von Prozeßberichten F. K. Kauls vor (der sich, gemeinsam mit zwei anderen Autoren des Verlages, im überfüllten Voltaire-Club der Diskussion stellte); der Rowohlt Verlag kündigt in drei rororo-Bänden das von Georg Klaus und Manfred Buhr herausgegebene „Marxistisch-leninistische Wörterbuch der Philosophie“ an, die Beispiele ließen sich vermehren. Auch mit der Belletristik der DDR befassen sich mehrere Neuerscheinungen, Lexika, Handbücher, Literaturgeschichten:

es wird auf alle Fälle lohnen, sich das einmal genauer anzusehen: Auch unsere Verlage, von Dietz bis zum Kinderbuchverlag, die wieder gemeinsam ausgestellt hatten, konnten über mangelndes Interesse nicht klagen; nicht wenige Liebhaber ließen begehrte Titel, von Marx etwa oder Bobrowski, heimlich mitgehen — dagegen ist anscheinend kein Kraut gewachsen.

Was neue Belletristik von Autoren aus der Bundesrepublik betrifft, saß es ziemlich mager aus. Das jedenfalls war mein erster Eindruck, der sich in einigen Gesprächen festigte, auch ein paar Zeitungen vermittelten ein solches Bild. Ich könnte einige Namen und Titel aufzählen, aber damit läßt sich wenig anfangen. Die Bestseller beherrschten in der Tat die Szenerie, und fast alle, mit Ausnahme Bölls, sind wohl mehr oder weniger der Trivilliteratur zuzählen.

Übrigens: auch an politischer Trivilliteratur fehlte es nicht. Neofaschistische Verlage wie Schütz (Göttingen) oder Druffel sind ein bißchen an den Rand gerückt, aber ihre Produktion läuft munter weiter. Dagegen gab es auch diesmal wieder Proteste, doch die genannten Verlage störten sich nicht daran; sie boten ihre Schundprodukte weiter aus. Schütz zum Beispiel präsentierte das Buch eines französischen Autors namens Benoist-Méchin mit dem provozierenden Titel „Wollte Adolf Hitler den Krieg?“. Nach Ansicht des Autors und des Verlages wollte Hitler den Krieg natürlich nicht, der war ihm aufgezwungen. So spreizt sich, wissenschaftlich dürftig drapiert, die Geschichtslüge; auch hier ließen die Beispiele sich vermehren. Damit wird nicht nur die Vergangenheit verzerrt, sondern auch die Zukunft gefährdet, der Faschismus bleibt virulent: darüber sollte sich niemand irgendwelchen Täuschungen hingeben. Und sich auch von Hochglanz-Bestsellern nicht davon ablenken lassen.

Geldgeschäfte in Jerusalem

von Burchard Brentjes

Sieben in Amman tätige Banken haben im September in dem von Israel besetzten Gebiet Filialen eröffnet, Filialen, die nicht nur Sparguthaben aufnehmen oder auszahlen, sondern auch Anleihen geben. So weit die Meldung von AFP. Die Presseagentur vermerkt dazu lakonisch: „Die israelische Bauindustrie zahlt zwanzig Prozent Zinsen.“ Das ist geradezu ein Lehrbeispiel für das Verhältnis von Kapital und Nationalbewußtsein.

Jordanisches Kapital will sich also an dem Boom der israelischen Bauindustrie beteiligen, deren Hauptbeschäftigung zur Zeit in der Umwandlung Altjerusalems und anderer arabischer Städte und Dörfer des besetzten Gebiets in israelische Ansiedlungen besteht. Die einheimischen Palästinenser werden vertrieben oder in Lager

gepfercht — und Neubauten schießen in die Höhe, um Neueinwanderer anzulocken. Das Kapital lieferten bisher nordamerikanische, bundesdeutsche, britische und andere Imperialisten — und nun auch die jordanische Kompradorenbourgeoisie, auf die Weise sich am Terror gegen die eigenen Landsleute beteiligend. Nationalbewußtsein oder zwanzig Prozent Zinsen!

Diese sich herausbildende Symbiose zwischen den Oberschichten Jordaniens und des Zionismus hat nicht erst jetzt begonnen. Vor kurzem zerschlug Hussein mit amerikanischen Waffen — und unter dem Schutz einer Interventionsdrohung Israels für den Fall des Eingreifens anderer arabischer Staaten — die Partisanengruppen der Palästinenser, und er erlöste Israel damit von einem zwar nicht lebensgefährlichen, aber doch realen Gegner. Daß Hussein hierbei nicht nur die USA, sondern auch Israel zu seinen Schutzmächten machte, wird sich in Zukunft noch deutlicher zeigen, als es zur Zeit erkennbar ist.

Die Zerschlagung der Partisanengruppen hat ihm und Tel Aviv zwar im Moment geholfen; aber sie hat zugleich einen Prozeß des Umdenkens unter den Palästinensern ausgelöst, die in ihrer Mehrheit auf einen militärischen Sieg und auf die siegreiche Rückkehr in die Heimat gesetzt hatten — eine in dieser Form irrealer Hoffnung, die sie von tiefergehenden politischen Analysen abhielt.

Der Sieg der jordanischen Armee war militärischer Natur — aber er brachte voraussichtlich gleichzeitig eine politische Niederlage. Denn 800 000 Flüchtlinge in den Lagern Jordaniens und fast 1,5 Millionen Araber in Israel suchen nun einen neuen Weg, ihrem entsetzlichen Elend zu entgehen, ihre nationalen und sozialen Fragen zu lösen. Die jordanischen Panzer haben die Probleme nicht beseitigt.

Es beginnt nun die politische Phase des Kampfes, eine Phase, die mehr als der Partisanenkampf gegen Israel die wirklichen Probleme aufwirft: die Vorherrschaft des Imperialismus in Jordanien und der imperialistische Charakter des Zionismus, den nun auch die Palästinenser vom Judentum im allgemeinen zu unterscheiden lernen. Vielleicht beginnen sie nun zu begreifen, daß Verbündete auch in Israel zu finden sind: die Armen und Unterdrückten und ihre Interessenvertreter, die Kommunisten. Tragischerweise ist erst durch die Zerschlagung der Guerilla-Kommandos der Weg zu einer antiimperialistischen Front aller progressiven Kräfte frei geworden. Noch ist nicht abzusehen, ob die Palästinenser diese Chance zu nutzen verstehen. Aber wenn die Hunderttausende des palästinensischen Volkes diese Grundfragen begreifen, werden sie für Hussein und die Machthaber in Tel Aviv zur tödlichen Gefahr, zu einer weit realeren Macht als die 15 000 bis 20 000 Partisanen, die es einst gab. Sie müssen dazu Abenteuerertum und nationalistische Beschränktheit überwinden, und vielleicht hilft ihnen dabei auch die jüngste Aktion der jordanischen Bankmagnaten, dieser schamlose Verrat an den Interessen der unterdrückten und drangsalierten Palästinenser.

„Unternehmen Vogel“ von Sebastian Huber

Schon am ersten Tag des nach Immenstadt im Allgäu einberufenen Parteitags der bayerischen SPD fiel die Entscheidung: Mit 164 gegen 126 Stimmen wurde der Antrag des Landesvorstandes gebilligt, den Landesverband in einen Landesbezirk umzuwandeln. Damit hatte ihr starker Mann, Hans-Jochen Vogel – Hoffnung und Alptraum der Bonner SPD-Führung – einen beachtlichen Sieg errungen.

Dazu muß man sich vergegenwärtigen, daß mit dieser Entscheidung das für die gesamte SPD verbindliche Organisationsprinzip – eines der letzten, aber wahrscheinlich das wichtigste der Kriterien, durch die sich diese „Volkspartei“ noch von anderen unterscheidet – für die bayerische SPD außer Kraft gesetzt werden soll. Dieses Organisationsprinzip sieht eine Gliederung in Ortsvereine, Unterbezirke und Bezirke vor. Der Landesvorstand, den es zudem nur in Ländern gibt, die mehr als einen Bezirk haben, ist keineswegs die oberste Instanz, vielmehr zählt er überhaupt nicht zu den Parteigliederungen und besitzt somit auch keinerlei organisatorische Befugnisse. Er kann zum Beispiel auf keine Weise auf die Politik der Gesamtpartei einwirken; er hat sich auf rein regionalpolitische Aufgaben zu beschränken. Und so hat denn Volkmar Gabert, der Vorsitzende des bayerischen Landesvorstands, flankiert von seinen Stellvertretern Vogel und Rothemund, sehr im Gegensatz zum CSU-Chef Franz Josef Strauß tatsächlich verdammt wenig zu melden. Der Hinweis auf die Nachteile, die der SPD aus diesem Unterschied erwachsen, war das Hauptargument, auf das sich der Landesvorstand, sprich: Vogel, bei seiner Forderung nach einer Parteireform stützte: Die Bezirke sollen aufgelöst werden oder – so der Kompromißvorschlag – die regional- und kommunalpolitischen Aufgaben übernehmen, mit denen sich der Landesvorstand, nach seiner Umstrukturierung zum Kommandoturm einer zentral gelenkten Führer-Partei, ohnedies nicht mehr abgeben könnte.

Bereits im vergangenen Herbst, nach dem für die SPD enttäuschenden Ausgang der Landtagswahlen in Bayern, hatte man sich darüber verständigt, daß gewisse organisatorische Reformen notwendig seien, wobei außer an die Modernisierung des schwerfälligen Parteiapparats in erster Linie auch an eine Erweiterung der Befugnisse des Landesvorstandes gedacht war, und in dieser Frage waren sogar die Jusos mit dem „Establishment“ einig. Als sich dann freilich herumsprach, schon am zweiten Weihnachtsfeiertag habe der Münchner Oberbürgermeister bei einem gemütlichen Zusammensein in den „Tuften“, dem Landhaus Ludwig Thomas am Tegernsee, gemeinsam mit fünf prominenten Gästen „eine tiefgreifende Veränderung der organisatorischen Form der bayerischen Partei ausgeklügelt“, da horchte man auf. Vogel dementierte damals energisch – und bis aufs I-Tüpfelchen richtig war die Information auch tatsächlich nicht: Zwei Teilnehmer dieser Konferenz, der Vorsitzende des Bezirks Franken,

mit 56 000 der insgesamt 120 000 Mitglieder der stärkste Bezirk der SPD, und der damalige Vorsitzende von Bayern-Süd lehnten das, was ihnen da Reformplaner Genosse Rothemund — genannt „Blasmäulchen“ — einblasen sollte, rundweg ab. Der von Bayern-Süd hat sich inzwischen umdrehen lassen und zählt heute zu den zuverlässigsten Vogel-Mannen.

Wie vor Parteitag üblich, wurden die Fragenkomplexe, um die es dort gehen würde, vorher in den Gliederungen diskutiert. Der Vorsitzende des Bezirks Franken, der sich nicht hat „umblasen“ lassen, fuhr durchs Frankenland und erläuterte den Mitgliedern seine Gegenvorschläge. Sie berücksichtigten durchaus die berechtigten Forderungen des Landesvorstandes, zielten aber, im Gegensatz zu dem „konservativen Denkmodell“ der „Münchener Zentralisten“, „auf eine Stärkung der Parteiorganisation auf breiter Basis in den kleineren Gliederungen und auf eine größere Betonung der Bundespolitik ab“ („Süddeutsche Zeitung“). In München machte man noch den Versuch, den Widerstand der Franken zu brechen. Die für Vogel streitende Sozialdemokratische Presse-Korrespondenz gab bekannt, es werde „künftig keiner der drei derzeitigen Landesvorsitzenden für dieses Amt zur Verfügung stehen, wenn es nicht zu einer echten, sondern nur zu einer Scheinreform“ kommen sollte. Und Vogels Sprachrohr Gabert tönte befehlsgemäß, er habe es satt, „Geschäftsführer einer Scheinfirma“ zu sein. Doch dieser Erpressungsversuch hatte nicht nur nicht den gewünschten Erfolg, sondern machte sehr viel böses Blut auch in der breiteren Öffentlichkeit.

Zwar siegte der Vogel-Clan dann in Immenstadt, aber nicht gegen eine möglichst kleine, sondern gegen eine sogenannte qualifizierte Minderheit, und qualifizierte Minderheiten haben es an sich, daß sie berücksichtigt werden müssen. Wischnewski, den Wehner aus Bonn als Feuerwehrmann nach Immenstadt geschickt hatte, kündigte denn auch schon an: Wenn von einem Landesparteitag ein Antrag angenommen wird, dann bedeute das für den Bonner Bundesvorstand zunächst lediglich, daß er dem Versuch zustimme, „die Kontrahenten noch mal an den Verhandlungstisch zu bringen“.

Gabert auf der Pressekonferenz: „Sicher wird verhandelt werden — über die Kompetenzen, die man den in Regionalverbände umgewandelten Bezirken zuteilen kann.“ Im grundsätzlichen sei ja alles geklärt, und: „Wir hoffen, daß Franken das Ganze noch mal bedenkt!“

Im Bonner Bundesvorstand der SPD ist man alles andere als begeistert von dem „Unternehmen Vogel“, aber man wird es kaum riskieren, die „bayerische Primadonna“ ernsthaft zu verärgern. Wehner, der auch der Reformkommission der Bundespartei vorsitzt, wird pflichtgemäß „Bedenken anmelden“, um sich dann mit den Bayern zu arrangieren — sogar dann, wenn er die Befürchtung teilen sollte, deren Beispiel könnte in anderen Länderparteien Schule machen.

Sobald Wehner zähneknirschend sein Placet erteilt hat und der Satzungsparteitag einberufen werden kann, um den „Rothmund-Plan“ in Kraft zu setzen, wird der „Landesbezirk Bayern“ seine Eigenständigkeit in Bonn, vielleicht nicht ganz so arg wie die CSU, aber bestimmt stärker als bisher betonen. Die Tendenz dazu deutet sich übrigens bereits darin an, daß die bayerischen Sozialdemokraten heute schon in Bonn, so drückt es der „Bayernkurier“ aus, „in Konkurrenz zur – erwiesenermaßen einflußreichen – CSU-Landesgruppe treten“!

Das Abbey Theatre

von Henryk Keisch

Unter den nicht so sehr vielen, also dem Besucher ins Auge fallenden größeren Neubauten, die während der letzten Jahre im Dubliner Stadtzentrum entstanden, ist einer, der besonderes Interesse und besondere Sympathie verdient. Ein traditionsreiches Theater, dessen Gebäude zu Beginn der fünfziger Jahre einem Brand zum Opfer gefallen war, erhielt 1968 ein ansehnliches neues Haus mit zwei Spielstätten und modernen technischen Einrichtungen. Das Abbey Theatre war um die Jahrhundertwende entstanden, ungefähr zur selben Zeit, als Stanislawski und Nemirowitsch-Dantschenko in Moskau, André Antoine in Paris, Otto Brahm in Berlin mit ihren Theatergründungen eine Reform des Repertoires durch Literarisierung und gesellschaftliche Sinngabe unternahmen. Sicher war die Dubliner Gründung ein Echo auch auf diese Bestrebungen. Außerdem aber war sie Ausdruck einer nationalen Renaissance, die sich auf kulturellem und künstlerischem Gebiet bereits ankündigte, lange bevor die Politik sie zu besiegen vermochte.

Mit der von vielen Kämpfen und Krisen begleiteten Existenz des Abbey Theatre bis zur Erlangung der irischen Unabhängigkeit sind die Namen der bedeutendsten, repräsentativsten Autoren des Landes verbunden. William B. Yeats, der eigentliche Gründer und Spiritus rector, wuchs zum universell gerühmten, nobelpreisgekrönten Nationaldichter. John M. Synge, Sean O'Casey wurden mit unverwechselbar irischen Werken, aber fernab aller verklärenden Anbetung der Folklore, wie sie vor ihnen als nationale Dramatik galt, zu tragenden Säulen des Spielplans.

Hinter der scheinbar vor allem ästhetischen Reform, die Yeats und seine Helfer betrieben, stand tatsächlich viel mehr. Es ging ihnen um Wiederherstellung einer sozialen und nationalen Funktion des Theaters, um Überwindung der bis dahin vorherrschenden Routineschmiere in ihren verschiedenen Varianten, platt oder hochgestochen, bürgerlich-melodramatisch, volkstümlich-sentimental oder vulgär-komisch. Dem allem wollte man ein aus nationaler Lebenssubstanz schöpfendes, zugleich dichterisches und realistisches

Volkstheater entgegensetzen. Es ist nicht übertrieben zu sagen, daß die Truppe mit solchen Bestrebungen, bei deren Verfolgung sie auch vor Theaterskandalen, Saalschlachten und Prozessen nicht zurückwich, ihren Beitrag, einen ins Gewicht fallenden Beitrag, zum Unabhängigkeitskampf der Nation geliefert hat.

Auch die jetzige Leitung des Abbey Theatre scheint, wenn ich aus wenigen Vorstellungen, die ich sehen konnte, schon Schlüsse ziehen darf, in zeitgemäßer Weise und mit neuen Mitteln dieser Tradition gerecht werden zu wollen. Das kann nur bedeuten: keinen Museumsstaub ansetzen, nicht in der Wiederholung erstarren, sich erneuern, neue Risiken suchen. Soweit ich sehe, ist ihr das bisher recht gut gelungen.

„Today the Bullfinch“, kürzlich erst kreiert, hat den vom Fernsehen kommenden Jack White zum Verfasser. Es ist eine satirisch-kritische Komödie über den Einbruch der Bodenspekulation ins jungfräulich grüne Land der Insel, über die Zerstörung und Vergiftung der natürlichen Umwelt, über die damit einhergehende moralische und physische Zerstörung auch des Menschen, über Zynismus und letzten Endes Dummheit eines Geschäftemachertyps, der von sich behauptet, ihm gebühre das Verdienst an technischem Fortschritt und wirtschaftlicher Entwicklung.

Das Stück ist frech, aggressiv und richtig gezielt, nämlich auf Mängel einer konkreten Gesellschaft, nicht der Zivilisation an sich. Ebenso richtig wird es gespielt, nämlich stilisiert, mit teilweise kabarettistischen Mitteln, in oft atemraubender szenischer Verkürzung ganze gesellschaftliche Prozesse einfangend und raffend. Das ist in jedem Sinn modern, und dabei weitab von den ziellosen, gegenstandslosen Formexperimenten, denen man in gewichtigeren geistig-künstlerischen Zentren begegnet. Diesen meist jungen Leuten würde ich den vielmißbrauchten Ehrennamen einer Avantgarde bedenkenlos zugestehen.

Einen weiteren Abend in der im Keller gelegenen kleinen Spielstätte mit dem Namen „Peacock“ fand ich nicht weniger anregend. Man gab eine witzige und phantasievolle Revue über das eigene Gestern, über die Anfänge des Hauses, seine Kämpfe und Schicksale bis zu dem großen Brand von 1951. Der theatralisch-musikalische Rückblick ist ebenso lehrreich wie amüsant, er scheint vor allem die Jugend anzuziehen, wie es sonst nur Jazzkonzerte tun, und er liefert den Maßstab, an dem Yeats' Nachfolger in der Dubliner Abbey Street gemessen werden wollen: Verantwortung vor der Kunst, aber Verantwortung auch vor dem Volk.

Es sollte mich wundern, wenn von einer solchen Konzeption des Theaters nicht über kurz oder lang wiederum, wie schon einmal, Wege zu einer neuen Konzeption von Staat und Gesellschaft führten.

Beatrice Zweig

von Herbert Sandberg

Unsere Freundin, meine Nachbarin, Beatrice Zweig, die wir alle Dita nannten, ist von uns gegangen. Wenige Tage vor ihrem Tode traf ich sie noch in der Schönholzer Heide, wo sie spazierenging wie in früheren Jahren mit ihrem geliebten Mann.

Arnold Zweig, der ihr Mann und ihr Vetter war, lernte sie früh kennen. Er war sieben Jahre alt und sie zweieinhalb, er trug die Schleppe bei der Hochzeit einer Tante, sie tanzte mit rührend-kindlichen Bewegungen, wie er einmal erzählte. Als er dann 22 war, im Jahre 1909, traf er sie wieder... Er galt, so sagte er, als hochnäsiger, sehr kritischer Student, der des öfteren Unwillen erregte, weil er behauptete und leider auch beweisen konnte, daß er von Literatur mehr verstand als die jeweiligen Referenten. Bei dem Verwandtenbesuch wollte er ihr beim Aufsatz über Lessings „Dramaturgie“ helfen, was sie mit den Worten ablehnte: „Du willst mir wohl mein Thema wegschnappen, lieber Vetter.“ Sie zeigte ihm statt dessen ihre Zeichnungen, die Arnold veranlaßten, seiner Cousine einen Schulkameraden, den Maler Ludwig Meidner, vorzustellen. Meidner, einer der führenden Expressionisten, erkannte bald die empfindsame, aber ganz anders geartete Begabung der Beatrice Zweig, die das Fluidum der Bäume und Berge, der Gärten mit ihren Blumen zu ihrem Hauptthema machte. Er überwies sie an einen Kollegen; Meidner interessierte das Mädchen nicht so sehr, aber dafür begann Arnold Zweig sich für das Mädchen zu interessieren, das nun Schülerin von Leo v. König geworden war. Unter dessen Einfluß beschäftigte sie sich mit Porträts und der Zeichnung ihrer Mitmenschen. Doch bald wurden wieder Licht und Farbe ihr Hauptthema, ob sie die Landschaften Schlesiens, Bayerns, der Provence oder Palästinas schilderte.

Ihr künstlerisches Werk verschweigt beinahe, mit welchen Widerständen sie zu kämpfen hatte. Behindert im Elternhaus, wenig gefördert in der Weimarer Republik und erst recht nicht in der Emigration, konnte sie ihr Talent erst in den Jahren nach ihrer Rückkehr, hier in Berlin, entfalten. Aber immer noch bedrängt von den Träumen aus der barbarischen Hitlerzeit, die keiner loswerden kann, der diese Zeit leidend und bewußt miterlebt hat.

Seit je habe ich einen großen Respekt vor den Frauen bedeutender und produktiver Männer, die selbst noch Kraft und Muße zu schöpferischer Leistung aufbringen. Die kleine Frau, unsere Beatrice, fand sie, und das trotz der Ansprüche, die ihr Mann, der ein halbes Leben lang sehbehindert war, an sie stellte. Sie war Hausfrau in der schweren Zeit des Exils, zog zwei Söhne auf, las ihrem Mann täglich vor und lebte lange Zeit unter dem Druck des Faschismus, unter der täglichen Sorge um Angehörige, Freunde und Mitmenschen. Und trotz alledem gelang es ihr, in zartempfindenen Aquarellen und Ölbildern Stimmung und Lebensgefühl einzufangen, in nichts mehr erinnernd an ihre Lehrer, zu denen auch eine Zeitlang Frans Masereel gehörte.

In der Kunst gibt es Himmelsstürmer; Künstler, die die Wolken der Zeit beiseite schieben — zu denen gehörte sie nicht. Sie gehörte zu den Malern, die früh ihre Grenzen erkannten, sie absteckten und in diesem Terrain erfolgreich tätig waren. Sie versuchte sich wohl mal auf grafischem Gebiet, auch das Thema der atomaren Bedrohung beschäftigte sie, doch immer kam sie zu ihren duftigen, zartbesaiteten Landschaftsschilderungen zurück.

Das Musische war ihr Lebenselement, das sie weit über ihre Berufsarbeit hinaus benötigte wie das tägliche Brot, die Poesie und die Musik. Ob sie Arnold eine Platte von Mozart vorspielte oder ihren geliebten Schubert oder ihm aus dem „West-östlichen Divan“ vorlas.

Beatrice Zweig war ein bescheidener Mensch; sie sprach in anerkennenden Worten von ihren Kollegen. Wir, ihr Mann und ich, haben sie erst überreden müssen, ihre letzten beiden Ausstellungen in Berlin zu zeigen, nachdem sie schon vorher ihre Arbeiten in Amsterdam, Tel Aviv, Haifa, Jerusalem und München ausgestellt hatte.

Von uns gegangen ist nicht nur die Lebensgefährtin eines großen Schriftstellers, dessen Werk mit das Bild unseres Jahrhunderts prägte, sondern eine empfindsame Künstlerin, eine gute Mutter, ein mitfühlender Freund. Es bleibt mehr von ihr als die Erinnerung, es bleiben ihre Bilder, die den Besuchern des Hauses Zweig in Berlin-Niederschönhausen Freude bringen werden, durch ihre Anmut und Heiterkeit. Und das ist die Erfüllung eines Lebens, wie sie es sich gewünscht hat.

Kurioses in der Mohrenstraße

von Joachim Walther

Beruf und Berufung fallen bei mir auf eine höchst glückselige Weise zusammen: ich bin Erfinder, bekannt unter dem Namen Flussel junior. Mitunter, wenn ich mich vorstelle, bemerke ich Unkenntnis auf den Gesichtern meiner Gesprächspartner, und in solchen Momenten pflege ich auf die stolze Tradition meiner Familie zu verweisen, mein Vater nämlich war der berühmte Flussel senior. Flussel, Eugen (1863—1932) — exakt. Er erhielt 1898 das Reichspatent auf seine „Vorrichtung zum Anheben der Knie der auf dem Abort sitzenden Personen gegen die Brust“, die in der Patentschrift wie folgt erläutert wird: „Gegenstand der Erfindung ist eine Vorrichtung, welche die den Abort benutzende Person derart vor sich legen kann, daß beim Ausüben eines Druckes auf eine Armstütze die Platte, auf welcher die Füße der Person ruhen, angehoben wird und die Vorrichtung somit als Bauchpresse wirkt.“ Wenngleich diese Erfindung für penible Gemüter etwas anrühlig scheinen mag, so hat sie doch zweifelsfrei vielen Menschen Erleichterung gebracht, und das ist ja wohl der letztendliche Zweck jedes erfinderischen Schaffens. Mir ist bis heute die Patentierung einer meiner Erfindungen versagt geblieben, doch das will nichts beweisen, da viele geniale Erfinder

der Vergangenheit dem Verständnis ihrer Zeit weit voraus waren, ich erinnere hier nur an Kollegen Daedalus aus Attika. Neulich nun glückte mir eine Erfindung, der ein Patent so gut wie gewiß ist.

Der erste Schritt nach einer Erfindung führt zum Patentamt in der Mohrenstraße, um dortselbst in den Akten nachzusehen, ob die Erfindung schon existiert oder nicht. Der Lesesaal war ziemlich voll, was auf eine rege Erfindertätigkeit schließen läßt, zumeist junge Techniker saßen da, Ingenieure, Diplomingenieure et cetera, sie blätterten in Akten, die ich nicht verstehe. Ich bin Autodidakt, ohne akademischen Titel, allerdings mit enzyklopädischem Wissen. An dem Ausgabe-Schalter deutete ich vorsichtig die Art meiner Erfindung an und bat um die entsprechenden Mappen. Hinter dem Schalter sah ich Befremden (verständlich bei der Kompliziertheit meiner Erfindung), dann verstecktes Lachen (sicherlich aus Verlegenheit. Flussel jun. persönlich vor sich zu haben), und schließlich überreichte man mir lächelnd eine schwarz verschnürte Mappe, sie trug die Aufschrift „Sammelmappe für Kuriositäten“. Nun ja, dachte ich, alles Geniale ist zuerst kurios, über alles Ungewohnte wird zuerst gelacht, denken wir nur an das erste Automobil von Benz. Ich begann zu blättern und war ergriffen von der Vielfalt und Größe menschlichen Erfindergeistes.

Da erfand 1899 Wolf von Wolf aus Dresden ein „Kopfkissen mit zum Hineinlegen der Ohren bestimmten Ausschnitten“, Otto Reich aus Hannover 1893 einen „Deckbetthalter mit Lüfter“, Paul Bartmann aus Wien 1906 eine „Vorrichtung zur Verhütung des Liegens auf dem Rücken, . . . welche den Zweck verfolgt, das bei vielen Personen sich einstellende Schnarchen sowie das Eintreten von erotischen Traumbildern zu verhindern . . .“ — also allsamt überaus hilfreiche Erfindungen bezüglich eines wonnighchen Schlafes.

Viele meiner Kollegen beschäftigte das Problem der universellen Nutzbarkeit von Spazierstöcken: Walter Grunewald aus Riesenburg erfand 1927 einen „Spazierstock mit im Innern untergebrachter Regenhautpelerine“; Hugo Windmüller aus Berlin 1891 einen „zur Aufnahme von Flüssigkeit bestimmten Stock mit Trinkbecher im Griff“; Friedrich Brückner aus Frankfurt am Main 1891 einen „einfachen Spazierstock, zu dessen als Tintenbehälter dienendem, abnehmbarem Knopf ein Federhalter den Stöpsel bildet“; W. A. Herbst aus Pulsnitz 1877 einen „Touristen- und Botanisiert-Stock“ mit Signalpfeife, Messer, Kompaß, Mikroskop, Objektgläsern, Chloroform-Röhrchen, Thermometer, Sanduhr, Botanisiertspatel und Eispickel; Carl Lindner aus Weyer 1905 eine „Wärmeverrichtung für Spazierstock- oder Schirmgriffe“. Und viele andere einfallsreiche Kollegen erfanden Stöcke zur Aufnahme von Zigaretten, Zigarren, Pfeifen, Brillen, Taschenlampen, Kleiderbürsten, Schlagvorrichtungen und Insektenspritzen.

Carl Külbs aus Freising erfand 1884 eine „Vorrichtung zur Holzerkleinerung“, und die Patentbegründung wirft ungewollt ein bezeichnendes Licht auf die rauhen bajuwarischen Sitten: „Die Vorrichtung hat den Zweck, mittelst jedes gewöhnlichen Beiles sitzend

Holz spalten zu können, ohne, besonders in Mietwohnungen, störendes Gepolter zu verursachen“, Kollege Külbs kann demzufolge als Protagonist der Lärmbekämpfung gelten.

Einige Kollegen arbeiteten erfolgreich auf dem Spezialgebiet meines Vaters: Hugo Schwarz aus Gottschimmerbruch zum Beispiel erfand 1911 eine „Vorrichtung zum selbsttätigen Öffnen und Schließen des Klosettdeckels mittels der Tür“ und Otto Leiber aus Königfeld 1926 einen „Hilfssitz für Nachtgeschirre“ mit Musikauslösung bei Belastung.

Aber auch die holde Weiblichkeit leistete ihren Beitrag im Patentwesen, so unter anderen Emilie Friedrich aus Berlin, die 1920 eine „elektrische Vorrichtung zur Verhütung des Bettnässens“ entwickelte, die bei Beginn der unerwünschten Blasenentleerung einen empfindlichen Stromstoß auslöste und das jähe Aufwachen verursachte. Edmund Naundorf aus Luckenwalde zählte sicher zu den glühenden Verehrern der Dichtkunst von Friederike Kempner und deren schrittmachenden Bemühungen um die Scheintoten, denn er erfand philanthropischerweise 1895 einen „Sarg mit Schaufenster“, um den Scheintoten die Möglichkeit zu lassen, bei der Aufbahrung den innen angebrachten Vorhang beiseite zu ziehen und den Trauernden Winkzeichen zu geben.

Kriegerischer Natur dagegen ist die Erfindung von Carl Hamann aus Bergedorf im Jahre 1898, das sogenannte „Handrad zur Unterstützung beim Kriechen, . . . das vorzugsweise militärischen Zwecken dienen soll und aus einem Handstützrad besteht, welches beim Kriechen des Soldaten zum Heranschleichen an den Feind benutzt wird“. Hätte diese Erfindung nicht auch im Zivilbereich Verwendung finden können? Walter Gerdes aus Berlin erfand 1928 eine „Fahne mit Längs- oder Querstreifen“, und er schrieb dazu: „Es ist üblich, feierliche Ereignisse, insbesondere solche politischen Charakters, durch Tragen oder Aufziehen einer Fahne zu bekunden. Zahlreiche Kreise der Bevölkerung haben hierbei nun den Wunsch, die Farben der Fahne der politischen Verschiedenheit der Ereignisse jeweils beliebig anpassen zu können. Das Publikum steht vor dem unter dem Namen Flaggenfrage bekannt gewordenen Problem und vor der Entscheidung, entweder eine zweite Fahne anzuschaffen oder von einer äußeren Bekundung seiner Teilnahme an dem betreffenden Ereignis abzusehen.“ Kollege Gerdes fand die Lösung in verschiedenfarbigen, verschiebbaren Stoffstreifen, die mittels Druckknöpfen umgesteckt werden konnten. Damit endete die Mappe: schade. Ich aber frage: Werden die sogenannten Kuriositäten nur nicht mehr gesammelt oder werden solche verdienstvollen Erfindungen heutzutage nicht mehr eingereicht?

Ich schlug die Mappe zu, beruhigt, meine Erfindung nicht gefunden zu haben. Es handelt sich dabei weder um ein Damenstrumpfband mit Glühbirne noch um eine zusammenklappbare Zahnbürste — das sind unseriöse Spielereien, meine Erfindung setzt unvergleichlich höher an. Sicher ist jedem schon aufgefallen, daß bei

Fleischmahlzeiten Knochen übrigbleiben, die zumeist in abgenagter Form auf den Tisch gelegt werden oder aber auf einen dafür vorgesehenen Teller, beides ist gleichwohl kein schöner Anblick. Also habe ich einen Teller konstruiert, der auf seinem Rand eine verschließbare Öffnung hat. In diese Öffnung werden die Knochen gesteckt, der Deckel wird geschlossen, und sofort beginnt eine eingebaute Heizvorrichtung, die Knochen zu kochen, anschließend werden dem Knochenfett die einschlägigen chemischen Substanzen beigegeben, das Ganze wird eingedickt, gepreßt, und nach Beendigung der Mahlzeit kann unter dem Tellerrand ein Stück Seife entnommen werden, welchselbiges zum nachfolgenden Händewaschen benutzt werden sollte. Jeder wird zugeben müssen: eine ebenso nützliche wie hygienische Erfindung. Leider weist der Teller aus technologischen Gründen nun einen Durchmesser von zirka einem Meter auf, doch wo ist schon etwas vollkommen.

Dann gab ich die Mappe ab, und wieder lächelte man hinter dem Schalter. Als ich das Patentamt verließ, war ich mir nicht mehr ganz so sicher, ob ich meine Erfindung schon jetzt zum Patent anmelden soll. Ich werde sie wohl noch einige Zeit reifen lassen, die Menschheit hat so lange darauf warten müssen, da kommt es auf ein paar Jahre doch nicht an.

Günter de Bruyn oder Species carminativae

von Lothar Kusche

Der Aufbau-Verlag bereitet einen Sammelband „Liebes- und andere Erklärungen“ vor, in dem sich Literaten über ihre Kollegen äußern (Herausgeberin: Annie Voigtländer). Der Schriftsteller, mit dem sich der folgende Beitrag, leicht gekürzt, beschäftigt, wurde am 1. November 1971 45 Jahre alt.

A**ben**ds, im Nebel, als ich ankam, machte das Schriftstellerheim einen beruhigenden Eindruck von Leere, Unbewohntheit und Gähnen. Hinter den drei riesigen Pappeln lag, ein silbergrauer Streifen, der See – natürlich, wo sollte er auch sonst geblieben sein. Ich ging in das Haus und stellte meinen Koffer in die Diele und begrüßte den Wirt.

„Na, wie geht's? Volle Bude? Oder ist keiner da?“

„Ein paar Leute sind da“, sagte er, „de Bruyn ist auch da.“

„Kenne ich nicht.“

Das stimmte nicht ganz. Ich hatte ihn mal flüchtig gesehen, so einen langen dünnen jungen Mann unbestimmbaren Alters, vielleicht aus meiner Generation, vielleicht aus einer, die vor mir war, und ich hatte Erzählungen von ihm gelesen: „Ein schwarzer, abgrundtiefer See“. Es gab auch einen Roman: „Der Hohlweg“ – den kannte ich nicht.

De Bruyn? Wieso de Bruyn? Pseudonym? Abkömmling von Hugenotten? Snob?

„Wohnt der in Berlin?“

„Ja. In der Liniestraße. Aufm Hinterhof.“

Also habe ich jahrelang in der Nähe seines Domizils zugebracht, in der Großen Hamburger Straße, einer nichts weniger als großen Straße in

der Gegend der sogenannten Acker- und Mulack-Ritze, einem Viertel mit ehemals nicht gerade bestem Leumund. Wie gerät ein Mensch mit dermaßen klangvollem Namen in diese Gegend? Den Mann wird man sich ansehen müssen.

Die erste Gelegenheit dazu bot das Frühstück. De Bruyn war natürlich pünktlicher als ich. Sie sind alle immer pünktlicher als ich. Er war sehr dünn und sehr höflich und machte eine Art von Verbeugung. Um seine klaren Augen waren lauter Lachfältchen. Er sah blaß aus und beteiligte sich ruhig an dem üblichen Fahrt-einer-in-die-Stadt-und-könnte-mir-Kugelschreiberminen-mitbringen-Frühstücksgespräch. Sein Hochdeutsch hatte einen unverkennbar berlinischen Akzent; er lispelte auch ein bißchen, aber nur gerade so viel, daß es noch ganz hübsch war.

Dann setzten wir uns auf eine Zigarettenlänge in die Halle, ich fragte ihn, ob er vielleicht Lust hätte spazierenzugehen. Ich habe immer Lust dazu und schätze Begleitung, nicht um zu reden, sondern nur um jemanden in der Nähe zu haben, mit dem man reden könnte, falls einem plötzlich danach zumute sein sollte. Er sagte, er hätte auch Lust, aber heute vormittag müßte er an seinem Roman weiterarbeiten. „Ich muß mir auch noch meinen Tee aufbrühen lassen.“

Was für einen Tee? Er hatte doch gerade erst Tee getrunken.

„Das ist so ein Zeug aus der Apotheke. *Species carminativae*.“

Er hatte es mit dem Magen. Ich kostete später von dieser *Species carminativae*, und ich bin mir bis heute noch nicht ganz darüber klar, welches von beiden wohl das kleinere Übel sein könnte: Magenbeschwerden zu ertragen oder *Species carminativae*, ungesüßt, in sich hineinzugießen.

Wir haben später manchen Spaziergang miteinander gemacht, ohne allzuviel Geschwätz und ohne daß Günter de Bruyn jemals viele Worte über seine Arbeit gemacht hätte, die er, unter Einhaltung eines genauen Zeitplans, offensichtlich sehr ernst nahm. Aber er betonte das niemals, mit keinem Wort, nicht einmal mit einer Geste. Er ging einfach pünktlich an seinen Schreibblock, so wie ein anderer Mensch seine Schicht anfängt oder seinen Laden aufmacht, basta.

Wir redeten zwischendurch auch über Ansprüche, die man an die Bequemlichkeiten dieses Daseins stellen kann, über luxuriöse Wohnungen, Autos, Wochenendhäuser und dergleichen. Es stellte sich heraus, daß ihn das alles kaum interessierte. Ich merkte, daß de Bruyn ein ausgezeichnete Beobachter nicht nur des Alltags, sondern auch der den Alltag reflektierenden Künste ist, und als ich seine Parodien las, die er unter dem Titel „Maskeraden“ veröffentlicht hat, wurde mir klar, wie unbestechlich Urteil und Geschmack dieses Schriftstellers sind.

„Wir sollten nicht so kleinlich sein“, hat Günter de Bruyn zum Thema Parodie geschrieben, „wir alle – und mit uns all unsere Bücher – haben Fehler und komische Seiten und große und kleine Schwächen. Es wehte bei uns im literarischen Leben ein reinerer Wind, wenn nicht alle übelnähmen.“

Auch de Bruyn hat, mit seinen nicht geringen Mitteln, den kritischen Blasebalg betätigt, um solchen reinen Wind zu machen. Schon deshalb gehört dem Manne meine Sympathie.

Aber es geht noch weiter. Lange Zeit später – nur eine Tüte mit un-

gebrauchter *Species carminativae* in unserer Hausapotheke erinnerte noch an die erste Begegnung mit de Bruyn — las ich seinen Roman „Buridans Esel“. (Das war also jenes Opus, um dessentwillen ich so manches Mal allein vom Schriftstellerheim zum Spaziergang aufgebrochen war.)

Und nun, nach der Lektüre des Romans, konnte man endgültig sicher sein, daß dieser bescheidene und angenehme Zeitgenosse, dieser 1926 geborene Landarbeiter, Neulehrer, Bibliothekar und Literat ein Schriftsteller ist.

Der Autor nennt sein Werk ironisch einen „Liebes-, Frauen-, Ehe-, Moral-, Bibliothekars-, Sitten-, Gegenwarts-, Gesellschafts-, Berlin-Bericht (oder im Verkaufsinteresse auch: Roman)“.

„Buridans Esel“ ist, meiner Meinung nach, eines der interessantesten belletristischen Bücher, die bei uns in den letzten fünfundzwanzig Jahren erschienen sind. Ein in der Form scheinbar konventioneller Dreiecks-konflikt ist für den Verfasser nur das Gerüst, das er errichtet hat, um ein Kompendium von Geschichten, Reflexionen, Aphorismen, essayistischen Betrachtungen aufzubauen ... Günter de Bruyn weiß eben nicht nur über Bibliothekare Bescheid, sondern auch über den Großstädter, besonders über den Berliner, über die Wirkung von Literatur, über Liebe und Scham, über Ehre und Wahrheit, Bildung und Arbeit und auch über sich selbst. Und er vermag diesen Bescheid auch mitzuteilen: kunstvoll, geistreich, packend, nachdenklich stimmend, witzig, doch niemals oberflächlich. Und bei alledem trotz der Mann niemals mit seiner Bildung. Das soll ihm erst mal einer nachmachen ...

Vor längerer Zeit waren wir mal bei ihm zum Kaffee eingeladen, aber wir konnten nicht hingehen, weil ich einen Schnupfen hatte oder dergleichen. „Ich habe allerdings nur lauter solche Tassen“, sagte unser potentieller Gastgeber, „die nicht richtig zusammenpassen.“

Was sein Erzähler-Talent anbetrifft, so kann ich mir vorstellen, daß es ihm mancher ambitionierte Kollege neidet, dermaßen neidet, daß er grün wird und Magenschmerzen kriegt.

Für solche Fälle empfehle ich *Species carminativae*. Aber um das Zeug zu kriegen, muß man — wie Günter de Bruyn — Geduld aufwenden; nicht jede Apotheke hält es vorrätig.

Antworten

Leser Bert Barke, Berlin. — Arndt-Peter Andrekath verkenne zwar nicht die Tatsachen, aber die Schwierigkeiten des Goetheschen Zauberlehrlings, rügen Sie und zitieren aus dem Artikel „Für wen reiste der Tenno?“ (Teil II, Wb. 43/71): „Für die herrschenden Monopolgruppen der Vereinigten Staaten und deren politische Vorhut erwiesen sich die Japaner als ‚Zauberlehrlinge‘, deren Kräfte nicht mehr zu bändigen waren.“ Sie haben natürlich recht: Bei Goethe waren es nicht die Kräfte des Zauberlehrlings, die nicht mehr zu bändigen waren, und mit den Japanern war es wohl eher so, daß sich die herrschenden Monopolgruppen der USA als Zauberlehrlinge erwiesen, unfähig, die japanischen Kräfte zu bändigen, die sie selbst ins Leben gerufen hatten. Bei der Bändigung des klassischen Erbes erweist sich auch mancher Publizist als Zauberlehrling, resümieren Sie. (. . . und mancher Redakteur — das haben Sie höflicherweise „vergessen“ hinzuzusetzen.)

Bemerkungen

Ein Buch über Rosa Luxemburg

Nachdem im vorigen Jahr in zwei Halbbänden der erste Teil einer Ausgabe Gesammelter Werke Rosa Luxemburgs erschienen ist (siehe Wb 52/70), liegt nun ein gründlich gearbeitetes Buch über sie vor.¹⁾ Die Autoren haben sich mit Veröffentlichungen zu verschiedenen Problemen der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung bereits einen guten Namen gemacht. Beide sind auch maßgeblich an der Ausgabe der Werke Rosa Luxemburgs beteiligt, verfügen also über die besten Voraussetzungen, eine so wichtige Aufgabe wie die Biographie der großen Revolutionärin, die als Theoretikerin wie als Politikerin eine so außerordentliche Rolle gespielt hat, zu bewältigen.

Eine umfassende Luxemburg-Biographie allerdings ist das Buch nicht, das haben die Verfasser auch nicht beabsichtigt, sie haben sich darauf beschränkt, die Tätigkeit Rosa Luxemburgs in der deutschen Arbeiterbewegung darzustellen, ein Teilgebiet ihres Wirkens also, das freilich einen zentralen Platz in ihrem Leben ausgefüllt hat.

In diesem selbst gesetzten Rahmen haben die Verfasser eine ausgezeichnete Arbeit geleistet und unter Heranziehung eines reichen Materials, darunter vieler bisher unbekannter Quellen, ein überzeugendes und abgewogenes Bild entworfen. Der Leser ver-

folgt mit Anteilnahme und Bewunderung den Weg der revolutionären Kämpferin, die 1898 nach Deutschland kam, sich sofort als Agitatorin bis zur physischen Erschöpfung in den gerade laufenden Reichstagswahlkampf stürzte, von Anbeginn gegen den eben ins Kraut schießenden Revisionismus Bernsteins mit äußerster Schärfe und Klarheit auftrat, rasch zur hervorragenden Repräsentantin des revolutionären Marxismus in der deutschen Arbeiterbewegung wurde und furchtlos und kühn den guten Kampf für die Sache des Sozialismus führte, bis die tobende Konterrevolution im Januar 1919 sie feige ermordete. Es ist der besondere Vorzug des Buches, daß nicht nur die Leistungen der marxistischen Theoretikerin gewürdigt werden, was in sachkundiger Analyse, die auch ihre Grenzen erklärt, geschieht. Wir erfahren auch, wie eng sie stets mit den Massen verbunden war, lesen anschauliche Schilderungen von Vortragsreisen in alle Bezirke des deutschen Reiches oder von ihrer Tätigkeit in der sozialdemokratischen Parteischule in Berlin. Sie war eine der beliebtesten Lehrkräfte — mit heute noch sehr beachtenswerten pädagogischen Prinzipien über die Notwendigkeit hoher Anforderungen an die Studenten, verbunden mit der Forderung, Dozenten wie Studenten ausreichend Zeit zu selbständiger weiterführender Arbeit zu geben und einen möglichst engen Kontakt zwischen beiden herzustellen.

Wenn man dann in erstmals abgedruckten Briefen von Käthe Duncker und Rosa selbst liest,

1) Annelles Laschitzka/Günter Radczun, Rosa Luxemburg, ihr Wirken in der deutschen Arbeiterbewegung. Dietz Verlag Berlin, 1971.

mit welcher Liebe über tausend sozialdemokratische Genossinnen ihre Rosa Luxemburg im Februar 1916 bei ihrer vorübergehenden Entlassung aus dem Gefängnis in der Berliner Barnimstraße abholten, und wie sie überschüttet wurde mit zahllosen Beweisen der Anhänglichkeit und Verbundenheit, dann wird am scheinbar kleinen Beispiel deutlich: Rosa Luxemburg wußte höchste theoretische Ansprüche und Leistungen hinreißend zu verbinden mit engster Fühlung zu den Menschen, für die sie kämpfte.

Eine kritische Anfrage an den Verlag: Warum ist es nicht möglich, die in einem solchen Buch nun einmal notwendigen und für viele Leser sehr wichtigen Anmerkungen jeweils unten auf die Seite zu setzen? Es ist eine Unsitte, alle Anmerkungen, die in der Darstellung kapitelweise durchnummeriert sind, in einem Anhang zu bringen, in dem man nur mit Mühe herausfinden kann, welche Anmerkung zu welcher Stelle des Textes gehört.

Fritz Klein

Selbst der Schwindel wird teurer

Man könnte direkt Mitleid mit den amerikanischen Millionären bekommen: Auch sie müssen mehr zahlen, die ewigen Preissteigerungen machen um sie keinen Bogen.

Und das auf einem Gebiet, das den einfachen Mann, also die Millionen, gar nicht betrifft. Die müssen zwar auch tiefer in die Tasche greifen, für Lebensmittel, Miete, Verbrauchsgüter usw. Aber doch nicht für dies: für Wahlausgaben nämlich. In diesem Land, in dem die Statistik wahre Triumphe feiert, ist man mit Zahlen schnell

zur Hand. Der Aufwand pro Wählerstimme hat sich in den Jahren von 1952 bis 1968 verdreifacht (von 18 Cent auf 60 Cent). Die Preise für Wahlausgaben sind nicht zum Stehen zu bringen. Nixons Preisstoppprogramm zum Trotz. Die Cents summieren sich tatsächlich zu Millionen. Die Senatoren James Buckley (Republikaner, New York) und John Tunney (Demokrat, Kalifornien) gaben für ihre Kampagnen zu den Senatswahlen im vorigen Jahr 1,1 Mio Dollar bzw. 1,6 Mio Dollar aus.

„Alle — Nixon, Kongreß und Reformgruppierungen — stimmen darin überein, daß wir den Punkt erreichen, da nur Millionäre oder Freunde von Millionären als Politiker Erfolg haben können. Während der Senatswahlen 1970 waren elf der fünfzehn wichtigsten Kandidaten Millionäre, und alle vier Nichtmillionäre erlitten eine Niederlage.“ („The New Republic“, 7. 8. 1971.)

Zwei Menschenalter wird bereits versucht, der „Fairness“ — Fassade des amerikanischen Wahlkampfes — neue Hosen anzuziehen. Seit 1925 gibt es sogar ein entsprechendes Gesetz (gegen Bestechungspraktiken). Wie allerdings Ex-Präsident Lyndon B. Johnson sarkastisch bemerkte, ist es „eher eine Gesetzlücke denn ein Gesetz“. Alle (fast jährlich wiederkehrenden) Versuche zur Gesetzreform wurden von dieser oder jener Mehrheit abgelehnt, in diesem Jahr durch Nixon persönlich (er legte sein Veto ein), weil die „Reform nicht umfassend genug“ wäre. Auch das ist ein Argument gegen die Reform.

Und so müssen die Millionäre weiter das Anwachsen der Wahl-

unkosten beklagen. Wie gesagt: Man könnte direkt Mitleid mit ihnen bekommen, wüßte man nicht, daß sie es gut verstehen, die teuer erwählten Positionen richtig zu verwerten: Die — wenn auch wachsenden — Kosten, die sie dafür aufbringen, gewählt zu werden, werden durch die Vorteile, Gesetze zu machen und in den USA zu bestimmen, weitaus aufgewogen.

G. S.

Ein „Fehltritt“?

Im holsteinischen Nortorf fand kürzlich ein Landesparteitag der dort nicht mehr parlamentsfähigen F.D.P. statt. Es ist bemerkenswert, was die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ dazu veröffentlichte. Verwundert stellte sie fest, er habe „im Zeichen einer bemerkenswerten Konsolidierung“ gestanden. Die Absage an jegliche Gemeinschaft mit der CDU sei von den rund 180 Delegierten in so „einmütiger Deutlichkeit artikuliert worden“, wie man es in diesem Bundesland bei der F.D.P. noch nie erlebt habe.

Nun hat die schleswig-holsteinische F.D.P. nach dem Bruch mit ihrer Rechten wohl keinerlei Ähnlichkeit mehr mit dem ehemaligen Mitläuferverein der CDU. Die Jungdemokraten, die Judos, haben heute bei ihr das Heft in der Hand, und sie sind mit Karl-Hermann Flach, dem neuen Generalsekretär der F.D.P., der Überzeugung, daß der Feind rechts steht, und daß „der Platz der F.D.P. im sozial-liberalen Lager“ ist. Als Flach auf der Nortorfer Tagung die außenpolitische Konzeption der CDU/CSU als gemeingefährlich anprangerte, wurden ihm Ovationen bereitet.

Nicht minder stürmischen Beifall fand dann Jochen Steffen (SPD), als er nachwies, daß „die CDU/CSU in ihrer grundsätzlichen Ablehnung der Friedens- und Entspannungspolitik auf eine Linie geraten sei, auf der sich in der Weimarer Republik der äußerste Flügel der völkischen Deutschnationalen befunden habe“. So zitiert ihn die „Frankfurter Allgemeine“, um sich dann noch in einer eigenen Glosse dazu über den „Auftritt“ des SPD-Chefs auf der Tagung einer befreundeten Partei zu erregen, der nach ihrem Dafürhalten ein „Fehltritt“ war. Sie glaubt auch zu wissen, daß er damit „die F.D.P. und die SPD in Bonn in gleicher Weise in Verlegenheit“ gebracht habe. Und das ist zwar etwas summarisch ausgedrückt, aber so manch einer, beispielsweise Innenminister Genscher oder auch Verteidigungsminister Helmut Schmidt, wird wohl wirklich ziemlich sauer gewesen sein.

Rh.

Kohl

Es soll immer noch Leute geben, welche Schwefelsäure in einer Limonadenflasche aufbewahren und dadurch sich oder durstige Familienangehörige in latente Gefahr bringen. Solchen leichtfertigen Menschen war ein Zeitungsartikel gewidmet, der neben vielen nützlichen Ratsschlägen auch den folgenden merkwürdigen Hinweis enthielt:

„Sollte Ihnen dennoch ein Malheur passieren, dann richten Sie sich bitte nach folgenden Regeln: ... 2. Lassen Sie die Zeit, bis der Arzt kommt, nicht tatenlos verstreichen. Ist der Betreffende wach, so versuchen Sie,

ihn zum Erbrechen zu veranlassen.“

Nun darf man wohl annehmen, daß ein Arzt, so überlastet und erschöpft er sein mag, in dem Augenblick, da er kommt, auch *wach* ist. Aber daß man ihm seine Hilfsbereitschaft ausgerechnet damit vergilt, ihn zum Erbrechen zu veranlassen, kommt mir doch mehr als unhöflich vor.

*

Weltbühnenleserin Ruth Kallmann fand in einem Fachblatt den wunderschönen Satz: „Alles zu tun für das Wohl des Volkes — fängt die *volksbuchhändlerische Durchsetzung* dieser Forderung... nicht bei der Ordnung und Sicherheit im unmittelbaren Wirkungsbereich an?“

Na klar! Die volksbuchhändlerische Durchsetzung von Forderungen fängt natürlich im unmittelbaren Wirkungsbereich an — wo denn sonst? Wir können ja nicht ernsthaft erwarten, daß die volksbuchhändlerische Durchsetzung von Forderungen beispielsweise im Wirkungsbereich der Kosmonauten beginnt — oder daß man etwa mit der kosmonautischen Durchsetzung von Forderungen ausgerechnet den Volksbuchhandel beschäftigt.

*

In einem Dresdner Restaurant belauschte ich absichtslos ein Gespräch zweier Herren im sogenannten besten Alter; ich wollte gar nicht lauschen, aber sie redeten nun einmal in ungewöhnlicher Lautstärke, und zwar über die schöne Kreisstadt Pirna sowie über den Umstand, daß auch viele Bürger, deren Arbeitsplatz in Dresden liegt, in Pirna leben. Nach der Feststellung dieser nicht eben überraschenden Tatsache trat eine kleine Pause ein; danach beendete der eine die Diskussion mit einem Aphorismus, den ich hier wiedergeben möchte, weil er eine unbestreitbare Wahrheit lapidar und unumstößlich formuliert.

Nämlich: „Pirna wird an sich relativ viel von Sachsen bewohnt.“

Nun sage nur einer, das stimmt nicht.

*

Der Rundfunk übertrug ein zwangloses Gespräch aus einer Poliklinik. Eine Dame, befragt, was sie denn dorthin geführt habe, erklärte der staunenden Hörerschaft: „Ich habe seit einiger Zeit im Kreuz solche Parodontose.“ Das ist natürlich bedauerlich. Aber die Patientin mag sich immerhin damit trösten, daß sie noch keine Spondylose am Zahnbett hat. F. M.

Verlagsdirektor und Lizenzträger: Prof. Dr. Dr. Hermann Budzislawski
Chefredakteur: Peter Theek

Die Weltbühne

veröffentlicht unter der Lizenznummer 1263 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik
erscheint jeden Dienstag zum Einzelpreis von 50 Pfennig im Verlag der Weltbühne, v. Ossietzky & Co., 108 Berlin, Otto-Nuschke-Straße 10/11, Postfach-Nr. 1240, Telefon: 22 11 45 — Telegr.-Adresse: Weltbühne Berlin — Postscheck-Konto: Berlin 158 780 — Bank-Konto: Berliner Stadtkontor, 108 Berlin, Behrenstraße, Konto-Nr. 6651-14-592

Verwertung der Beiträge nur nach Zustimmung des Verlages der Weltbühne
Für nicht erbetene Manuskripte haften wir nicht!
Anzeigenverwaltung beim Verlag, Anzeigenannahme auch durch DEWAG Werbung
Zur Zeit gilt Anzeigen-Preisliste Nr. 1
(140) Druckerei Neues Deutschland, 1054 Berlin

Corpus der Goethezeichnungen

Das unentbehrliche Standardwerk in der Goetheforschung, das erstmals ein vollständiges Verzeichnis der eigenhändigen Zeichnungen des Dichters vorlegt.

Herausgegeben von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar

Soeben erschienen!

Band VI B · Zeichnungen außerhalb der Goethe-Institute der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar

120 Seiten mit 265 Abbildungen, Preis ca. 80,- Mark

Dieses mehrbändige Werk wird 1972 mit dem Band VII, der den wissenschaftlichen Apparat mit Anmerkungen und Register umfaßt, abgeschlossen.

Nachauflagen der Bände I und II sind vorgesehen.

Einzelprospekt auf Wunsch!

VEB E. A. Seemann Buch- und
Kunstverlag · 701 Leipzig · DDR

Absender: _____

Postkarte



Bitte senden Sie ein Probeheft an:

Verlag der Weltbühne

Name _____

Adresse _____

_____**108 BERLIN**Otto-Nuschke-Straße 10/11
Postfach-Nr. 1240**Bestellschein**

Die stark umrandeten Felder werden von der Deutschen Post ausgefüllt

Empfangsstellennummer des PZV	Zustellbezirk	Einziehbezirk
	33 805	212
	Artikelnummer	WGr

Ich bestelle hiermit ab _____ zur Zustellung
Abholung*_____ Stück **Die Weltbühne** zu den Bezugsbedingungen
H. Postzeitungsliste zum Abonnementspreis von 2,20 M

Bitte in Blockschrift ausfüllen: (für Monatsbezug)

Name, Vorname: _____

Anschrift: _____

(Postleitzahl, Wohnort)

(Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk)

Das Abonnementgeld wird bar bezahlt*

ist abzubuchen vom Konto Nr. _____ beim _____

(Postscheckamt, Bank, u. a.)

* Nichtzutreffendes streichen.

(Eigenhändige Unterschrift des Bestellers)

Bezieherkarte/ Kundenkarte berichtigt	Adreßplatte geprägt Z 47 ausgefertigt	Bestellvermerk	Verteilkarte berichtigt	Vermerke
---	--	----------------	----------------------------	----------